WIEDER UNSERS GEDENKBLÄTTER ZUR GESCHICHTE DIESER ZAGE

Berthold Auerbach





<36642139640019

Wieder unser.

Gedenkblätter

zur Geschichte dieser Tage.

Von

Berthold Auerbach.

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1871.



Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Vorwort.

Ein kleiner Beitrag zur großen Geschichte unserer Tage.

Was ich, in der Stimmung des Augenblicks, auf Reisen und in Ruhestunden durch flüchtige Merkzeichen mir festhielt, gebe ich hier in kurzen Ausführungen. Ich behalte die fragmentarische Form bei. Autor und Leser haben jetzt nicht Sammlung für zusammenhängende abgerundete Darstellungen. Auch mußte ich mich über so Vieles und Mannigfaltiges aussprechen, daß ich das Einzelne nur anregen konnte.

Ich berufe mich dabei gern auf ein Wort Karl Augusts von Weimar, der auch aus dem Kriege (am 2. Oktober 1793) aus dem Lager von Pirmasens, an Goethe schrieb (Briefwechsel, Bd. I, S. 190): „Ich habe (die Resolution) in Aphorismen eingekleidet . . . und dadurch communicabler einzurichten geglaubt.“



Kriegskunde im Dorfe.

Es war am 15. Juli, als ich mit meinem Freunde, von Gernsbach aus das Murgthal hinauf, meinem Heimathsdorfe zufuhr.

Der Gastfreund, der uns mit seiner Frau ein Stück Wegs hatte begleiten wollen, kam und sagte, er könne Haus und Hof jetzt nicht verlassen, denn der Krieg sei vor der Thür, die Bäume des Schwarzwaldes würden zur Vertheidigung aufgeboten — in Rastatt werden neue Pallisaden errichtet.

Werden wir uns in Frieden wiedersehen oder wird diese heiter arbeitsame Stadt verwüstet sein?

Es kann doch nicht sein, daß der Franzose unter so nichtigem Vorwand einen Krieg herausfordert.

Wenn es aber doch unvermeidlich, wenn der anmaßliche, händelsüchtige Nachbar nicht Ruhe geben

will, dann besser jetzt als ein andermal; jetzt steht das sonnenklare Recht auf unserer Seite, Jedem vor Augen.

Am Dorfe Obertsroth beim Wirthshause zur Rose wurden wir angerufen: „Lassen wir's uns wohl sein, in hundert Jahren ist doch Alles in andern Händen!"

Der kernfrische Landarzt brachte perlenden Champagner, der im Sonnenschein golden in den Gläsern glänzte, an den Wagen.

Wir tranken auf frohes Wiedersehen!

Weiter ging's thalauf durch Weißenbach, wo es aus dem Wirthshaus zum grünen Baum — oder eigentlich zur Linde — freundlich grüßte. Vom Lorle geht hier die Sage.

Alles Bangen um die Welthändel verschwand aus dem Gemüthe, wie die Morgenwolken an den tannenbestandenen Bergen zerflossen. Der sonnig helle Tag war so erquickend, die Landschaft und alles Menschengetriebe so anheimelnd. Es war ein Tag, an dem man Alles vergißt, und doch Alles empfindet.

Da drüben ist Baiersbronn mit seinem den Forschern deutscher Sagenwelt wohlbekannten Heiden=

hause, an dessen Giebel drei getrocknete Ochsenköpfe. Man opferte vor Zeiten die Thiere, um das Haus vor bösen Gewalten zu sichern und durch dieses Haus zieht das wilde Heer ohne Schädigung der Bewohner.

Was sind aber jetzt Sagenforschungen?

Wir leben in einer neuen Welt.

Unser Kutscher, ein geborener Württemberger, der bei der Reiterei stand, erzählte traurig lustige Geschichten aus dem sechsundsechziger Feldzuge. Bei dem fortwährenden Marschiren und Retiriren im „Ringelrum" wurde das Lospfeffern und Dreinschlagen als wahre Erholung und Belohnung angesehen. Er war selbstverständlich kein Freund der Preußen, „aber Meister sind sie" war doch sein Schlußwort.

Zu Mittag waren wir beim ehrenfesten Stammhalter einer weitverzweigten Schwarzwaldfamilie. Frischauf erhält er sich im Kreise von Enkeln und Urenkeln.

Nachdenklich sah er drein, als ich ihm von seinem Sohne erzählte, daß er schon seit vielen Tagen fest an den Ausbruch des Krieges glaube

und Alles vertraue ihm, da er auch im Jahre 66, als noch Niemand daran glauben wollte, zuversichtlich den Krieg verkündete. Er sagt jetzt immer: Bismark hat einen Alliirten an der schlechten Ernte in Frankreich.

Der ehrwürdige Gastfreund belehrte: Wir Jüngeren — es thut doch wohl, noch manchmal so genannt zu werden — wir wüßten doch eigentlich noch nicht recht, was Krieg sei. Wer Napoleons Zeiten erlebte, der habe das gelernt.

Als wir bergab wieder ins Thal gingen und noch einmal zurückschauten nach dem gastfreien Hause, mußten wir uns fragen: wie wird es sein, wenn der Franzose einbricht, und auch hier Alles um und um kehrt? —

Wir kamen nach Freudenstadt.

Wunderliche deutsche Welt! Bis da, wo der rothgelbe Grenzpfahl steht, sind die Blicke Aller nach Karlsruhe gerichtet, und wo man des schwarzrothen ansichtig wird, Stuttgart zu.

Wer aus der Vogelschau die deutsche Menschheit betrachten könnte, würde Gruppen sehen, immer nur nach einzelnen Punkten gerichtet, nirgends

eigentlich nach einem festen, gemeinsamen Mittelpunkt.

Aber freilich, wo ist der?

Im Wirthshause wurde gefragt, ob wir nicht wüßten, wie es mit dem Kriege stehe.

In der erwartungsvollen Spannung hofft man von Jedem Auskunft, und kann er diese auch nicht geben, so hat man doch die Gemeinsamkeit der Empfindung angerufen und sich eine Weile von der inneren Unruhe befreit.

Wir kamen nach Horb.

Dort wo einst von der Soldatenlotterie — man wird in künftigen Zeiten diese Einrichtung kaum mehr begreifen — der Tolpatsch johlend mit den Genossen heimwärts zog, dort ist jetzt der Bahnhof. Der Thorthurm, in welchem einst der Florian verhaftet saß, ist verschwunden, die Tochter des Adlerwirths von Nordstetten hat die Bahnhofsrestauration.

Die Welt muß sich ändern und erneuen. Wirklich alt ist nur der, der die Gestaltungen seiner Jugendzeit für die einzig schönen und natürlichen hält.

Das Städtchen baut sich wie überall nach dem

Bahnhofe zu, es bekommt dadurch eine Nordstetter Seite.

Aus den blumenbestellten offenen Fenstern eines neu erbauten Hauses hörten wir eine Beethoven'sche Sonate.

Ueberall im deutschen Vaterlande häusliche Bildungsstätten und ideale Erhebungen! Es gibt eine Culturgemeinschaft, die weit über die Cultusgemeinde hinausgewachsen ist.

Wir kamen in mein Heimathsdorf. Da wars ... ich will aber nicht von den Veränderungen und Umgestaltungen des Dorflebens erzählen. Das findet sich wol ein andermal ...

Am andern Mittag hieß es — die Nachricht sollte von einem Telegraphenboten herstammen — der Krieg ist erklärt.

„Habt Ihr's auch schon gehört?" rief eines das andere an. „Mit dem Napoleon und dem Franzos wird der Preuß' nicht so schnell fertig" lautete es allgemein.

Der Name Napoleon erweckte seine alten Schrecken.

Der Bauer, der ins Feld ging, sah verwirrt drein: wer weiß, ob man die Ernte einheimsen

kann. Wer das Vieh zur Tränke trieb, mußte denken: wie bald wird der Franzos Ochs und Kuh davon treiben und das Bezahlen vergessen. —

Am Abend neue Kunde: Tausende von Franzosen sind bereits ins Breisgau eingefallen, morden und brennen und rauben. Auch bei Freudenstadt sind schon viel wilde Algierer, grausige Menschen.

Der Franzosen-Rummel vom Frühling 1848 schien sich wieder erneuen zu wollen. Noch heute ist es unerklärt, wie damals von Dorf zu Dorf Boten geschickt und Sturm geläutet wurde: die Franzosen sind da!

Und Alles war blinder Lärm.

Aber diese Gespensterseherei ist offenkundiges Zeugniß, wie Alles im Volke sich ständig vom bösen Nachbar bedroht weiß.

In solchen Zeiten sind nun die Bahnhöfe die delphischen Tempel, zu denen man orakelheischend wallfahrtet; zumal so neben draußen in der Welt, da fühlt man sich am Bahnhofe in die Möglichkeit der Weltverbindung gesetzt.

Es schelten und klagen Viele in romantischer Sehnsucht über die neue Zeit, die das Altgewohnte

durchbricht. Ich möchte dagegen sagen: es ist sinnbildlich für eine Alles durchdringende gleichmäßige Cultur, daß nunmehr überall in den Dörfern die gleiche Zeitbestimmung ist. Ehedem, wenn in Nordstetten elf Uhr war, schlug es in Ahldorf zwölf und in Empfingen zehn Uhr. Jetzt, durch den Pfiff der Locomotive zur bestimmten Minute, durch die Nothwendigkeit, die Zeit der Ankunft und Abfahrt an den Haltepunkten genau zu wissen, ist gemeinsame feste Zeitbestimmung eingetreten und Niemand beklagt das Verschwinden einer sogenannten berechtigten Eigenthümlichkeit. Ja überall ist sogar ein gleiches Licht. Der primitive Kienspan und die blakende Oellampe verschwinden auch in den Dörfern, allerorten leuchtet das Erdöl.

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht was noch werden mag

könnten wir mit unserem verewigten Nachbar Ludwig Uhland ausrufen. Aber der Krieg! Der Krieg! Er stellt Alles in Frage.

Auf dem Bahnhof war kein Mensch dem anderen mehr fremd. Gleiche Bedrängniß verbindet; man spricht

einander an, man hat einen naturrechtlichen Anspruch auf das Wissen und Verstehen der Volksgenossen.

Die Leute auf dem Bahnhofe und im Dorfe meinten, ich müßte etwas mehr wissen als Andere. Ich mußte die Ehre ablehnen und bekenne ein- für allemal, daß, wenn ich hier von Staatsdingen spreche, ich ohne den Anspruch Politiker sein zu wollen als einfacher Bürger meine Stimme abgebe.

Ich muß auch bekennen, daß ich in diesen Tagen doch noch zu denen gehörte, die Alles nur für Kriegsbedrohung hielten und nicht an thatsächlichen Ausbruch des Krieges glaubten.

Es schien unfaßlich, daß die Franzosen unter so frivolem Vorwande die ganze Cultur unseres Jahrhunderts in Frage stellen würden.

Ich rieth daher auch den Leuten ab, ihre Werthsachen zu vergraben.

Bald kam sichere Nachricht, daß noch kein Franzose auf deutschem Boden stehe.

Ein warmherziger Beamter, der eine Ferien- und Badereise hatte machen wollen, kam — da jetzt Jeder auf seinem Posten stehen mußte — fieberhaft erregt am Abend aus der Residenz wieder

heim. Die Kriegserklärung war amtlich verkündet, erhebend war der Bericht von der vaterländischen Bewegung in der Hauptstadt.

Die Sommernacht war so lind, die Leute aus dem Städtchen und aus den Dörfern hielten noch gute Weile am Bahnhofe, als müßte man durch Beisammensein die Seelenbedrängniß los werden. Männiglich wagte sich aufs hohe Meer der großen Politik und sogar der Prophezeiung. Ohne Blau-buch, Rothbuch oder Gelbbuch lagen Jedem die Maßnahmen und Plane der Großmächte offen. Es gab viel Streit, in Einem aber war Alles einig: Der Preuß' — Manche wagten aber auch schon zu sagen, der Deutsche — wird zuerst vom Franzos geschlagen, dann aber kehrt er den Stiel um, dann siegt er und das gründlich.

Endlich mußte man sich doch trennen. Jedes ging heimwärts, und trug Sorgen und Fragen mit heim.

Ueber die Höhen und durch das Thal hätte Napoleon klobige Titel hören können, wie sie im Schwarzwald besonders saftig gedeihen.

Da stehen nun die Tausende und Tausende vor

dem Morgen eines großen Völkerkampfes. Jahr aus Jahr ein lebt der Einzelne so für sich hin in seinem nächsten Berufskreise und nun kommt der Gedanke der nationalen Gesammtheit und fordert den Einsatz von Leben und Besitzthum. Ein anmaßliches Nachbarvolk läßt keine Ruhe.

Müssen die Menschen immer erst durch Noth und Kampf inne werden, daß der Einzelne nicht für sich lebt?

Sonntag früh den 17. Juli hieß es, daß bald nur noch Soldaten auf der Schwarzwaldbahn befördert werden.

Mein Freund reiste zu seiner Familie zurück.

Auf dem Bahnhofe war hastiges wildes Gedränge. Ausgediente Kutschen standen ringsum, Napoleon hatte sie mobilisirt.

Die Sommergäste der Kniebis- und Kinzigthalbäder waren unter Schreck und Beschwerde hieher geeilt, denn die badische Bahn war bereits gesperrt. Man prophezeite unserer schwarzwäldischen Neckarthalbahn große Bedeutung.

Als endlich der Zug kam und man seinen Platz im Wagen hatte, da fühlten sich die Geängsteten wie befreit und geborgen. Das führt nun sicher heim. Die exakte Locomotive durchläuft ihre Bahn so sicher wie ein Planet im Weltenraum. Man ist heute Abend, morgen früh, daheim, so gewiß als die Sonne aufgeht.

Nun klage man noch je über die Prosa der Eisenbahnen! Sie geben ein ganz neues Gefühl der Heimathlichkeit oder vielmehr der Zuversicht auf dieselbe.

Ich fuhr eine Strecke mit, nach dem lieblichen Badeorte Imnau. Dort erwartete ich Telegramme und siehe da! die Telegraphistin war ein Nachbarskind aus meinem Heimathsdorfe.

So ändert sich die Welt!

Der schöne Park, die geschmackvollen Hallen der Badeanstalt waren verödet, da und dort saßen Frauen, auf ihre Männer wartend, die sie abholen sollten.

Die Welt war nicht auf Krieg vorbereitet. Wie viele Brunnenkuren sind in diesem Jahre unterbrochen worden!

Wird uns der Krieg gesünder machen?

Ein berühmter Förderer der württembergischen Industrie erzählte, daß die große Gewerbeausstellung in Ulm, deren Vorbereitungen schon weit gediehen waren, aufgelöst sei.

Wer kann ermessen, wie viele Einrichtungen und Existenzen dieser Krieg durchschneidet?

Als ich am Mittag heimwärts ging, begegneten mir mehrere Jünglinge mit Zeichenbrett, Winkelmaß u. s. w. Ich erfuhr, daß es Handwerkslehrlinge, besonders vom Baugewerke seien, die allsonntäglich den Weg von einer starken Stunde nach der Gewerbeschule in der Stadt machten.

Die Eisenbahn hat, wenn man so sagen darf, eine Comprimirung der Raumvorstellung vollzogen. In meiner Jugendzeit wäre ein Schulgang von Mühringen nach Horb kaum denkbar gewesen.

Unsere Handwerker — auch die ländlichen — bemühen sich um höhere Kenntnisse. Und da soll nun ein Krieg diesen allgemeinen Bildungstrieb zurückwerfen und verwüsten?

Ich versprach im Dorfe zu bleiben und trotz meiner äußerst geringen Sprachfertigkeit im Französischen als Dolmetscher zu dienen, wenn die Franzosen kommen.

Sie kamen nicht.

Dagegen kamen viele Ortskinder, die in den Fabriken des Elsaßes, besonders in Mühlhausen gearbeitet hatten. Sie erzählten von der grausamen und rohbeschimpfenden Art, wie sie ausgetrieben wurden. Einem etwas Weicheren that es besonders weh, daß man Tags vorher noch bon camerade war, und Tags darauf ein weggejagter Hund.

Unter den Ausgetriebenen war auch eine Zahl Wehrpflichtiger, die zu den Fahnen gerufen werden konnten. Fast jeder sagte mir: „Ehrlich gestanden, ich ziehe nicht gern in den Krieg, aber wenn ich drin bin, thue ich meine Schuldigkeit und werde die krakehlsüchtigen Franzosen hauen bis genug und noch ein bisle mehr als genug. Sie sind immer so hochmüthig und halten uns gering.

Daß wir tüchtig schaffen (arbeiten) können, das wissen sie; aber sie spotten so oft sich's giebt, über

uns Schwaben und Gelbfüßler, wie sie uns heißen, und halten sich für vornehmer."

„Die Elsäßer auch?"

„Die eigentlich noch mehr als die wirklichen Franzosen. Das Selbend (Sahlband) ist immer das gröbste Tuch."

Bei uns in Süddeutschland ist Reibung und Neckerei benachbarter Stämme, die oft zur fortgeerbten Widersacherei wird, vielfach im Schwange. Ist das Benehmen der Elsäßer vielleicht noch eher ein Zeichen ihrer Zugehörigkeit zu Deutschland?

Es ist Krieg! Findet er uns in geschlossener undurchbrechlicher Einigkeit?

In meiner Heimathgegend herrschte eine aufsässige Stimmung gegen Preußen, wie man solche auswärts sich doch nicht denken konnte. Die sechsundsechziger Erinnerungen wirkten noch scharf nach und dazu der immer noch unausgeglichene Gegensatz norddeutschen und süddeutschen Wesens.

Der süddeutsch läßlichen Weise erscheint das Resolute als das Rücksichtslose und Anmaßliche, die

Genauigkeit und knappe Bemessenheit als Hungerleiderei; und nun gar das Stramme als leibhaftiges Geschwisterkind des Brutalen.

Eine bald partikularistische, bald weltbürgerlich nebelhafte Demokratie hatte einen tiefen Abscheu gegen das Zusammenhaltende, Positive, im norddeutschen Wesen ausgestreut. Sie hatte sich ein Preußenthum zusammengestellt, das aus eitel kaltschnauzigen Bureaukraten und aufprotzenden Junkern bestand.

Mußte man viele Unzuträglichkeiten eingestehen, so wurde höhnisch triumphirt.

Sprach man dagegen von der freilich harten und schonungslosen Energie, — die aber auch hart und schonungslos gegen sich selber ist — erwähnte man den staatenbildenden, sittlichen Imperativ der führenden Macht, so fand man kaum Gehör, ja selbst von der Kernhaftigkeit des norddeutschen Volkes, von seiner selbstverantwortlichen Gewissenhaftigkeit, von seiner zähen Ausdauer gegen Vergewaltigung, die sich recht gut mit der monarchischen Grundstimmung vereinbart — von Allem dem wollte man nichts wissen.

Die deutsche oder wie man sie nannte, die preußische Partei, die auch hier ihre tapferen und intelligenten Vertreter stellte, hatte hier wie überall im Süden einen schweren Stand, und der Haupteinwurf concentrirte sich in dem Namen Mühler. Daß Preußen durch das System Mühler seine Culturmission verleugnet, das bildet hier wie überall im Süden die eiserne Schranke.

Lieber französisch als preußisch!

Eine künftige Zeit muß es wissen. Es gab Einzelne, die jede Vaterlands-Empfindung so sehr verloren hatten, daß sie sich diesen Gedanken und seinen Ausspruch gestatteten.

Wer weiß, ob Napoleon und die Franzosen mit solcher nackten Frechheit diesen Krieg herausgefordert hätten, wenn ihnen nicht Kunde geworden, daß deutsche Menschen jenen Satz aussprechen, und noch Vaterlandsluft athmen konnten. —

Goethe erwähnt einmal, daß es Gedanken und Empfindungen gibt, deren momentane Formirung sich nicht ergründen läßt. Der alte archimedische Satz:

Gib mir, wo ich stehe, sprach sich mir immer in diesen Tagen, natürlich nur in sehr begrenzter persönlicher Bestimmung.

Gib mir wo ich stehe! Wo wird in den nächsten Tagen ein Punkt der Bethätigung für Unsereins gegeben sein? Und doch muß auch die geringste Kraft jetzt sich einsetzen.

Jedes vaterländische Herz hat in diesen Tagen einen Druck empfunden, schwerer als je einer. Wär's möglich und was soll dann aus uns werden, wenn Bayern und Württemberg sich neutral erklären?

Nun ist der Druck von der Seele genommen.

Das badische Land mit dem Großherzog an der Spitze war immer bereit, für das Gesammtvaterland einzustehen, jetzt sind auch die Könige von Bayern und Württemberg mit vaterländischer Entschließung vorangegangen.

Die Mehrheit des bayrischen und des württembergischen Abgeordnetenhauses stimmte für Vertragstreue und gemeinsame Abwehr des Feindes.

Wer freute sich nicht, daß Süddeutschland seine Vaterlandspflicht erfüllt? Aber liegt nicht auch ein Gefühl der Beschämung darin, daß wir uns über

das Natürliche, Folgerechte, wie einer glücklichen Wendung freuen müssen?

Dieser Krieg muß besonders heilvoll werden für den Süden des Vaterlandes. Er wird befreit von seinen isolirten, so vielfach die besten Kräfte des Landes verzehrenden Kämpfen.

Es muß doch einmal gesagt werden. Seht zurück auf einen der Besten und Reinsten!

Ludwig Uhland hat uns den stählernen Mahnruf an die Schlacht bei Leipzig gegeben. Er selber konnte nicht mitkämpfen, wo doch so Viele seiner Altersgenossen in den Schlachtreihen standen.

Gedenkt zurück! Das ist einem besten Sohne Süddeutschlands und das kann fortan keinem mehr geschehen ...

Die Ernennung des Kronprinzen von Preußen zum Führer der süddeutschen Heere bezeichnet einen Wendepunkt in der Geschichte Deutschlands.

Von nun an hat die Bezeichnung Süddeutschland nichts Trennendes mehr.

Was Paul Pfizer im Anfang der dreißiger Jahre in seinem Briefwechsel zweier Deutschen verkündete, wird zur Wirklichkeit.

In alten Zeiten hätte man wol den edeln selbstlosen Mann einen Propheten genannt. Wir aber wissen, daß er gradaus die logischen und historischen Consequenzen darlegte und es ist ein erquickliches Gefühl der Erkenntniß, daß sich das Gesetz der Vernunft und die genetische Folgerichtigkeit der Thatsachen vollzieht. Die Erfüllung bleibt immer eine geniale. Der Genius der Geschichte — im Leben der Einzelnen wie in dem der Gesammtheit — bringt die wenn auch erwartete doch in ihrer Erscheinung überraschende Ausführung.

Die Franzosen sind nicht in Süddeutschland eingedrungen. Sie lassen sogar ruhige Zeit zur Einziehung der Rekruten und Urlauber.

Man räthselte allgemein darüber und besonders lebhaft bei der Aushebung der Pferde in der Au bei Horb.

Da drüben in Baiersbronn — es liegt freilich im Badischen und für den Württemberger in der Fremde, aber das tiefere Volksthum kennt doch keine politischen Grenzen — und auch anderweit findet

man als Denkmal an heidnische Zeiten ausgestopfte und auch geschnitzte Pferdeköpfe an Häusern und Ställen. Man opferte vor Zeiten ein Pferd, um den Bösen und das wilde Heer zu versöhnen.

Heut zu Tage geht es glimpflicher und kanzleimäßiger her. Die zum Kriege wider den bösen Feind ausgehobenen Pferde werden mit guten Preisen bezahlt. Manche Besitzer machten saure Gesichter, wenn ihre Pferde nicht einmal in die engere Wahl kamen; denn wenn der Franzos doch noch kommt, vergißt er ganz gewiß nach dem Preis zu fragen.

Bei dieser Remontirung ließen sich auch die Wohlhabenderen aus dem ganzen Gau frei mustern. Das Bauernthum meiner Heimath hat in den letzten vierzig Jahren eine grundmäßige Veränderung erfahren. Aber wer kann das jetzt ins Auge fassen?

Besonders erfreulich war die leichtumgängliche Art der beiden musternden Offiziere mit den Bauern. Der ältere sowohl als der jüngere ließ eine wahrhafte Leutseligkeit erkennen.

Hier liegt ein Haupthinderniß des norddeutschen Wesens. Das Schroffe, Herbe, Kurzangebundene, muß sich glätten, schmeidigen und lockern lassen

durch die Einwirkung des süddeutschen leichtlebigen Elements.

Die Welt ist nicht bloß ein Exerzirplatz.

Doch, das sind jetzt Kleinigkeiten. Wenn die vereinten deutschen Heere aus dem Felde heimkehren, haben sie hoffentlich nicht nur den äußeren Feind, sondern auch den inneren Feind, den Hochmuth einzelner Stämme und Stände besiegt.

---

23. Juli.

Im Dorfe ist das Gerücht verbreitet, der Friede sei geschlossen, Napoleon sei ins Irrenhaus gebracht.

Wer doch solche Fabeln aushecken mag?

Gestern war ein Begräbniß, heute ist eine Hochzeit im Dorfe. Für Freude wie für Trauer ist aber keine volle Mitempfindung. Was ist jetzt Leid und Freud des Einzelnen? Die Herzen sind von einer großen allgemeinen Empfindung beherrscht.

Es ist jetzt Krieg!

Warum? Wie wird er enden?

Grund und Ziel dieses Krieges war, zumal den Landbewohnern, räthselhaft und unerklärbar.

Ich schrieb daher bald das Nachfolgende* und es ist mir eine der glücklichsten Erfüllungen meines Berufes, daß diese Worte in einen großen Theil der deutschen Zeitungen und Lokalblätter übergingen und auch mehrfach als besonderes Flugblatt ausgegeben wurden:

Was will der Franzos?
und
Was will der Deutsche?

Eine Antwort aus dem Schwarzwald.

Durch die Dörfer, durch die Wälder meiner Heimath wanderte ich, als der Kriegsruf über'm Rhein herüber scholl.

Der einsame Holzfäller stemmte sich auf seine Axt und fragte: Was will der Franzos? Der Steinklopfer am Wege hielt den Hammer in der Hand, der Schnitter auf dem Acker ließ die Sichel ruhen und drin im Dorf der Alte, der die Kinder hütet, sie Alle fragten: Was will der Franzos?

Da und dort hieß es: der Franzos hat eine

* Zuerst abgedruckt im Schwäbischen Merkur.

schlechte Ernte, er kommt nun herüber und will sich was holen.

Ja wohl! Der Franzos hat eine schlechte Ernte, aber noch ganz anders, als bloß von heuer, und darum will er den Krieg und ist ihm die schlechteste Ausrede gut genug dazu.

Was ich manchem Wegziehenden ins kampfesmuthige, manchem Zurückbleibenden ins starr-ernste Antlitz gesagt, ich will es hinausrufen zum ganzen deutschen Volke, zu den Kämpfenden draußen, zu den Wartenden daheim.

In diesen stillen, zum Hiebe ausholenden Tagen, sind alle Seelen wie im Wartesaal auf dem Bahnhofe, in Unruhe, in Spannung; man zählt die Minuten, man fragt: Warum geht's nicht los? Die Zeit, bis etwas geschieht, erscheint so lang und bang.

Das Herz hat sich nicht drein finden mögen, daß ein solcher Krieg in unseren Tagen noch möglich, daß bildungsmörderische Abenteuersucht die friedlichen Errungenschaften zweier Völker aufs Spiel setze.

Nun ist es doch geschehen, und immer drängt sich die Frage hervor: Was will der Franzos?

Ich will es Euch sagen.

Der Franzos hat ein böses Gewissen, ist unzufrieden mit sich und darum will er im Kriegstaumel sich betäuben, und weil er seine eigene schlechte Wirthschaft nicht ordnen kann, draußen in der Welt herum rumoren; er ist mit sich selbst im Krieg, darum sucht er Händel mit Anderen.

Er sieht seinen Nachbar, das deutsche Volk, ruhig und bedachtsam, in treuer Arbeit, im wachsenden Wohlstand sich einigen, heilsame Gesetze bilden, das öffentliche Wohl gewissenhaft verwalten.

Die ganze Welt betrachtet dieß Alles mit Achtung, nur der Franzos, statt sich ein Beispiel daran zu nehmen, was thut er? Neidisch auf den Nachbar, will er ihm die Ernte seiner emsigen Arbeit zerstören und spricht dabei von Freiheit und Civilisation. Dahinter aber steckt die Ländergier, die gemeine Raubsucht.

Auf unseren Bergen grünen die Wälder — die Franzosen haben ihre Wälder verwüstet. Und tief unter der Erdkrume, darauf der Landmann arbeitet, ruht von Urzeiten her die Kohle, die unsern Gewerbfleiß fördert. Die Franzosen wollen sich unsere Kohlenländer am Rhein und an der Saar holen

und sprechen dabei von Freiheit und Civilisation, die sie uns bringen wollen.

Ja, wer kann aber etwas bringen, was er selber nicht hat, und was man auch nicht stehlen kann?

Der Mann, der die Franzosen regiert, hat oft glücklich gespielt. Er hat auf die Dummheit und Schlechtigkeit der Menschen spekulirt und dabei gewonnen. Nun hat er auch auf Dummheit und Schlechtigkeit der Deutschen spekulirt, hat gehofft, es werde so Alberne und so Niederträchtige geben, die zu ihm stehen. — Aber was mußte er erleben? Er hat uns bereits zu einem Siege verholfen, zum schönsten, unzerstörbaren.

Der Böse wollte Fluch bringen, und er brachte bereits Segen.

Es gibt kein Norddeutschland und kein Süddeutschland mehr, es gibt nur noch ein einziges Deutschland.

Wir lassen uns nicht mehr zerreißen, damit wir in der Getrenntheit nichts sind und nichts gelten.

Die Franzosen haben einen Tanz der Unsittlichkeit, sie nennen ihn Cancan. Ihr Waffentanz, zu dem jetzt Napoleon ihnen aufspielt, ist der Kriegscancan.

Was die Franzosen wollen?

Raufen — in Eitelkeit ihre Kraft mit dem friedfertigen Nachbar messen — und Länderstrecken erobern, weil freiwillig Niemand Verlangen hat, an der französischen Herrlichkeit Theil zu nehmen.

Was können die Franzosen auf ihre Kriegsfahne als Spruch schreiben?

Weiter nichts als: wir wollen raufen und rauben!

Was aber wollen wir Deutschen? Was können *wir* auf unsere Fahne schreiben?

Das sittlich Reinste und Heiligste.

Seit einem Jahrhundert dauert der Kampf um die Gleichberechtigung der Menschen vor dem Gesetz. Unvergessen soll es bleiben — denn wir Deutschen sind gerecht auch gegen den heutigen Feind — daß die Franzosen Großes in diesem Kampfe geleistet.

Die Gleichberechtigung vor dem Gesetze ist im Wesentlichen errungen.

Heute kämpft Deutschland um die Gleichberechtigung der Völker.

Was wollen die Franzosen?

Sie wollen den Vorrang, die Vormundschaft über die Völker, das sogenannte Prestige. Sie erfrechen

sich, dem Nachbarvolke zu sagen: Du darfst dich nicht wohl befinden, weil Ich mich auch nicht wohl befinde, du darfst deine Angelegenheiten nicht ordnen, wie es dir gut dünkt, du mußt die Suppe essen, wie Ich sie dir salze, und natürlich gehört von Allem mir zuerst, was mir schmeckt — ich bin das auserwählte Volk der Freiheit und Civilisation.

Diese Großmäuligkeit der Franzosen, hinter der sich noch dazu die Länderraubsucht versteckt, muß den Schlag bekommen, den sie verdient. Das Blut, das nicht mehr als Schamröthe über eigene Verkommenheit ins Gesicht steigen will, muß verspritzt werden, da keine Verständigung, kein Weg der Bildung helfen wollte.

Unser deutscher Fahnenspruch heißt: Gleichberechtigung der Völker.

Wir befreien uns und die Welt von der Anmaßung der Franzosen und befreien die Franzosen selbst von ihrer Anmaßung.

Wir wissen was wir wollen und dürfen es laut bekennen.

Die Franzosen müssen sich etwas einreden und

der Welt durch alle falschen Künste etwas einzureden suchen.

So gewiß es ist, daß die Wahrheit über die Lüge siegt, so gewiß ist der Sieg unser.

Nordstetten, Juli 1870.

Der Riß, der Nord- und Süddeutschland getrennt hatte, war geschlossen. Zum entschlossenen Einsatz der gemeinsamen Volkskraft bedarf es keines Wortes mehr. Eine sich darbietende Gelegenheit konnte nur jetzt, da die Gemüther offen waren, den Einmuth der deutschen Stämme immer tiefer zum Bewußtsein zu bringen suchen.

Zur Kennzeichnung der Stimmung mögen hier auch die nach stenographischer Aufzeichnung gegebenen Worte eine Stelle finden, die ich am 4. August bei einem Fackelständchen in Cannstatt gesprochen habe:

„Meine lieben, meine herzlich lieben Landsleute, meine innig lieben Landesgenossen!

Ich wünschte Ihnen die Freude, die Wonne, die ich empfinde, ganz aussprechen zu können; mein ganzes Herz möchte ich Ihnen ausschütten, um Ihnen für die herzliche Kundgebung, die Sie mir bereiten,

zu danken; ich bin mir bewußt, daß nicht ich es bin, sondern die Sache ist es, die mich wie Sie ergriff — Ihr Zusammenschluß hier gilt der Sache.

Ich glaube aber meinen Dank Ihnen am besten darlegen zu können, indem ich Ihnen nach Kräften ausspreche, was mein Innerstes bewegt für das Große und Allgemeine. Ich weiß, daß ich nur ein Kleines geleistet, ich betrachte mich nur als den kleinen Punkt, an den Ihre allgemeine Stimmung krystallisirend anschießt und sich selber zum Ausdrucke bringt. Ich bin glücklich, dieser kleine Punkt sein zu dürfen.

Wie oft habe ich draußen im Norden des Vaterlandes von Ihnen gesprochen und erzählt! Jetzt spreche ich zu Ihnen selbst.

Ich will in diesem erhebenden Moment Ihnen sagen von gleichgestimmten Seelen im Norden des Vaterlandes. Ich betrachte es als eine glückliche Berufung, daß ich ein Bote sein durfte, nichts als ein Bote zwischen Nord und Süd. Geborner Süddeutscher, im Norden heimisch geworden, kann ich Ihnen sagen, daß es bisher eine unerwiederte,

wie man's nennt, eine unglückliche Liebe gab des Nordens zum Süden.

Wir Schwaben sind leicht oder waren bis jetzt in einer gewissen Verfremdung gegen die Norddeutschen — und warum? Weil sie hochdeutsch sprechen.

Sie können's eben nicht anders.

In der Gefahr nun ist die unerwiederte unglückliche Liebe zu einer erwiederten glücklichen geworden und soll es bleiben.

Das Vorurtheil entsteht aus Unkenntniß. Jetzt sind unsere süddeutschen Brüder draußen im Feldlager mit den Norddeutschen und wandern mit ihnen in gleichem Schritt und Tritt, und der Pommer wird der gute Kamerad des Schwaben und ins Herz dringt ihnen beiden gemeinsam: „Du bist ein Stück von mir."

Bei einem Brande lernen sich die abgeschlossenen Bewohner desselben Hauses in der Gefahr neu kennen, sie erkennen, was sie Gemeinsames haben, und was sie gemeinsam zu retten haben. Der da drüben über'm Rhein hat den Brand in unserem Hause entzünden wollen, im deutschen Vaterhause, und was hat er zu Wege gebracht? Daß die getrennten Hausbewohner sich zusammen fanden, daß sie er-

kannten, daß sie ein Gemeinsames haben und ein Gemeinsames retten wollen.

Wer hat uns diesen frevelhaften Krieg gebracht? Der große Imperator, der große Corrumpator. Denn corrumpirt, verdorben, als bloßes Spiel, als Schwindel behandelt hat er die heiligsten Ideen unseres Jahrhunderts.

Welches sind die höchsten thätig sittlichen Ideen, die unsere neue Zeit bewegen?

Nach meiner Betrachtung heißen sie: Fleiß und Wahrhaftigkeit.

Der Fleiß, die emsige redliche Arbeit, in der die Menschen und Völker schaffen und wirken, das Dasein zu verschönern, zu erhöhen, unser Wohnhaus, die Erde immer reicher und edler auszustatten — das erschien als das friedliche Kampfesfeld, worauf die zeitgenössischen Völker mit einander ringen sollen. Wer thut es dem Andern an Fleiß zuvor? Das war der Gedanke, der rein schöne der Weltindustrie-Ausstellungen.

Napoleon hat auch eine solche veranstaltet, und sie ist nun durch ihn verunreinigt. —

Das zweite, innerlich die Kernsäule des Daseins

bildende Princip heißt Wahrhaftigkeit. Ein Jeder erkenne und bekenne was in Wahrheit in ihm lebt, und gebe es hinaus zur Gestaltung der Verhältnisse in Gesellschaft, Gemeinde und Staat. Die Wahrhaftigkeit soll zum Ausdruck kommen durch das allgemeine Stimmrecht.

Die Napoleonische Wirthschaft hat dieses heilige Princip nicht minder verfälscht, besudelt, ins Gegentheil verkehrt, bis zum Plebiscit hinauf.

Es soll aber nicht sein, daß in der Welt alles Hohe und Reine nur eitel Spiel. Darum ist der Krieg, der heute ausgebrochen, ein Krieg der Ehrlichkeit gegen die Lüge, ein Krieg der Sittlichkeit gegen die Frivolität, ein Kampf des Heiligen gegen das Unheilige.

Es wird künftig in den Geschichtsbüchern als eine Ungeheuerlichkeit erscheinen, daß ein solcher Krieg in unserem Jahrhundert noch möglich, vielleicht auch noch nöthig war. Aber sofort soll dabei verzeichnet sein, daß wir wußten, um was wir kämpfen, und daß wir in diesem Gedanken den Feind niederwarfen; aber indem wir es thaten, ihn zugleich beklagten um deßwillen, wozu er sich verführen ließ.

Welch ein Hohn! Die Horden der Turkos, der Spahis und der Zephyrs oder wie sie heißen, sollen ausgeschickt werden im Namen der Civilisation!

Zu wem? Zu uns.

Wenn es möglich wäre, daß sie eindrängen hier in dieses Land — da drüben in der Nachbarstadt steht das Denkmal Friedrich Schillers, bald oben am Neckar das Ludwig Uhlands, des Dichters vom „guten Kameraden," der selber der gute Kamerad des deutschen Volkes war. Vor Kurzem wurde enthüllt das Denkmal jenes erhabenen Sternkundigen, jenes Erforschers der Gesetze, wonach die Welten sich bewegen — das Denkmal Keplers, der die Harmonie der Sphären erkannte. Könnten sie herankommen, die wilden Horden — der eherne Mund der ewigen Männer müßte sich öffnen, Worte müßten ertönen, wie sie noch kein Menschenohr vernommen, wie sie noch über keine lebendige Lippe gekommen sind.

Der Sieg der Bildung, der Reinheit über die Rohheit, die im Bunde mit der Corruption, gesendet von der Corruption, ist unausbleiblich.

Denn über Allem, was geschieht, und was sich namentlich zusammenballt in großen Wendepunkten

der Menschheitsgeschichte, waltet ein unendlicher Geist, den kein Glaubensbekenntniß vollauf in sich schließt; er zieht wie die Sterne dahin, hoch über den Kirchthurmspitzen, und in ihm und aus ihm ordnet sich das All der Natur und der Geschichte. Das Bewußtsein dieses Allgeistes lebt in uns und gibt uns die Siegesgewißheit in den Kämpfen.

Wir stehen hier in der linden Sommernacht; unsere Herzen beben. Draußen im Felde am Beiwachtfeuer liegen die Tausende und Tausende unserer Brüder, bereit zu kämpfen, zu sterben für das Höchste, für das Vaterland und den humanen Gedanken. Sie schauen auf zu den Sternen, wie wir jetzt; sie leuchten heute noch Dem und Jenem, dessen Auge morgen, wenn die Sterne wieder erscheinen, auf ewig geschlossen ist. Aber sein Leben und sein Sterben war und bleibt ein ewiger, unvergänglicher Lichtstrahl; und wie sie aufschauen zu den Sternen am Himmel, die allen Menschen, allen Völkern leuchten, in Frieden leuchten sollten, so sehen unsere deutschen Brüder ein zweites Firmament, das über ihnen leuchtet und sie durchleuchtet: Es sind unsere Heroen des Geistes.

Hoch vom Norden her leuchtet ein Stern, er heißt: Immanuel Kant. Ein Denker von einem Lichtkern, der alle Finsterniß und alle Nebel durchdringt. Und wieder vom Norden her Gotthold Ephraim Lessing, das scharfe Schwert gegen alles Vorurtheil und alle Geistesverfinsterung, und zugleich der Quell unversieglicher reiner Humanität und Menschenliebe. Und Humboldt, der das All der Natur durchdrang und dessen großen reinen Bau darstellte. Vom Norden kamen diese Geister, und sie sind unser Geist geworden. Und wir sendeten und von uns gingen Goethe, Schiller, Kepler.

Ja, lassen Sie mich ein Näheres sagen. In unserer Nachbarschaft wurde jetzt vor einem Jahrhundert Hegel geboren. Er ward hier geboren und lehrte im Norden. Der deutsche Geist kennt kein Nord, kein Süd; er ist eins. Und jetzt soll auch das Leben ein einiges, festes, von unzerstörbarem Zusammenhalt werden.

Wir können mit Hutten ausrufen: O Jahrhundert! Die Geister sind wach, es ist eine Freude, zu leben.

Groß, schwer sind die Opfer an Blut und Thrä-

nen und an Gut, die noch zu bringen sind, bis das Ziel erreicht ist. Jenseits der Opferung aber kommt das große Fest deutscher Herzeinigkeit, voller, echter Brüderlichkeit, Innigkeit, Fleiß und Wahrhaftigkeit.

Ihr, die Ihr draußen im Felde liegt, möge es Euren Schlaf auf harter Erde — sei es Schlaf zum Wiedererwachen oder zum noch tieferen, zum Todesschlaf — Eure Seelen erquicken, daß Ihr helft, den großen Bau deutscher Einheit, Freiheit und rein schöner Humanität zu gründen.

Ihr richtet jetzt im freien Lichte auf, wofür so viele großherzige Vaterlandsfreunde gestritten und gelitten, in Kerkern geschmachtet und ins Exil, in die Verbannung ziehen mußten.

Was die Philosophen erdacht, was die Dichter in freier Phantasie gestaltet, es soll Leben werden, wirkliches, unzerstörbares.

Viele müssen in den Tod gehen, damit wir das neue Leben gewinnen. Aber auch die Todten leben, leben uns, leben unsterblich im Heiligthum des deutschen Vaterlandes. Seine Herrlichkeit unzerstörbar wieder aufzubauen, haben sie ihr Leben geopfert.

Ueber allen Schmerz hinüber freuen wir uns, daß wir gewinnen ein Vaterland, würdig seiner großen Denker und Dichter; ihnen nachschaffend, vor Augen stellend, was sie nur im Geiste erschauten: Das einige, das freie, das sittlich reine, die Schönheit, die Liebe, die Güte, die Bruderhülfe in sich schließende deutsche Vaterland."

Ich möchte hier eine Betrachtung anfügen.

Wenn wir bis heute Aug in Auge mit unserem Volke im tönenden Worte uns zu verständigen suchten, welche Namen und gemeinsame Thatsachen konnten wir anrufen, mit der Zuversicht, in jedem Hörer einen Anklang zu erwecken?

Wie unsere Sprache sich seit Jahrhunderten in geschriebenem Worte fortbildete, so waren wir als Gesammtheit auch vorherrschend ein literarisches Volk. Bei der Jahrhundert-Feier Schillers zeigte sich's offenbar.

Wir haben keinen zweiten Namen, keinen in Thaten glänzenden Helden, der der Gesammtheit des Volkes in Nord und Süd und in allen Con-

fessionen gleich vertraut, gleiche Empfindung und Vorstellung erweckte. Wir müssen sogar bekennen: von den Millionen, die den Namen Napoleons kennen und ihn durch Abbilder sofort bei seiner Nennung vor Augen haben, kennt nicht ein Zehntel Namen und Gestalt Blüchers.

Wir waren bis heute vornehmlich eine literarische Volksgemeinschaft.

Wohl ist es erhaben und einzig in der Geschichte, daß ein Volk seine ideale Einheit erkennt und hegt vor seiner realen Einheit und fast als Ersatz derselben.

Nicht in einer Zeit erhebenden Volksbewußtseins entstand unsere klassische Dichtung, sie war vielmehr ein Vergessen des Gesammtlebens, ein Aufschwung in die Region des reinen Ideals.

Die Dichter unserer Heroen-Periode schufen die Typen unseres Lebens und die reinen weltwirkenden Ideale, angehaucht vom klassischen Alterthum und vom Eindringen in das Naturleben, aus der Idee des allgemeinen Menschlichen. Der vereinsamte Kosmopolit, der ideale Privatmensch kam zum Ausdruck.

Unsere höchste Dichtung entstand zur Zeit, da wir ein staatloses Volk waren.

Das freie Individuum waltete in dem schaffenden und gestaltete sich in dem empfangenden Geiste.

Bei alledem mußte man schmerzlich fühlen, daß uns die bindende allgemeine Empfindung und der reale Boden der Geschichte fehlte, auf welchem das Ideal sich aufbaut, im schaffenden Dichter wie im nachempfindenden Volke.

Man kann vielleicht sagen, unsere Dichterheroen bildeten die Schönheit und hohe Empfindung in das Volk hinein, und jetzt mag die Zeit gekommen sein, sie aus dem Volke heraus zu bilden.

Edlen Seelen vorzufühlen,
Ist wünschenswerthester Beruf!

heißt es in Goethe's „Vermächtniß.“ Nachfühlen wird der Beruf des kommenden Dichters sein, der die Fülle des nunmehr neu erstehenden deutschen Lebens künstlerisch bewältigen soll.

Der Genius wird dabei immerdar über das allgemeine Mittelmaß hinausragen, denn zu der Concentration der allgemeinen Empfindung, die sich in

ihm bildet, tritt die eigenartige Individualität hinzu.

Der Conflict zwischen individueller Empfindung und dem allgemeinen Bewußtsein trat in der klassischen Zeit minder hervor; erst in der nachfolgenden Periode hatte er sich herausgebildet. Die edelsten Kräfte verzehrten sich in ihm.

Nun beginnt eine neue Epoche.

Heute — nach langer schwerer Zeit voll Schmerz über die Zerklüftung und Sehnsucht nach Einheit — hat sich die Gesammtheit des deutschen Volkes zusammengeschlossen. Mitempfindend betheiligt sind die Deutschösterreicher und weiter hinaus die über den ganzen Erdkreis zerstreuten Deutschen.

Was heute geschieht und in nächster Zeit, bildet, in Thatsachen und Personen, eine unerschöpfliche Quelle gemeinsamer Empfindung und Erinnerung.

Von jetzt an gibt es — nach einer Pause von fast drei Jahrhunderten — wiederum eine deutsche Geschichte für alle Deutsche aller Lande und aller Confessionen.

Wenn nach dieser Zeit ein Redner zu seinem Volke spricht, kann er, Namen und Thaten auf-

rufend, sicher sein, bestimmte gemeinsame Vorstellung und Empfindung zu erwecken.

Die Vereinigung der von den gemeinsamen deutschen Heeren erkämpften politischen Macht mit der von Dichtern und Weltweisen errungenen Geistesmacht: der feste Staat und das freie Individuum — das sind die beiden Seiten von Deutschlands Substanz.

Wir waren ein einig Volk im Wissen, wir sind ein einig Volk in Waffen geworden. Nicht eine einseitige Alleinherrschaft, sondern beide Mächte müssen vereint festgehalten und gepflegt werden.

Wie diese neue reale Welt sich in einer Dichterseele zur idealen ausgestaltet — wer kann das ahnen?

Die Gegenwart, vielleicht auch die nächste Zukunft, gestattet noch keine künstlerische Perspective.

Nur das fühlen wir: der Kreis dichterischen Schaffens ist nicht geschlossen, der Bogen spannt sich weiter und strebt zur Abrundung, indem zum Individuellen, Kosmopolitischen und rein Idealistischen sich das national und realistisch Nothwendige anschließt.

Der schaffende Künstler empfängt aus dem allgemeinen Bewußtsein und gibt dasselbe individuell wieder.

Man dürfte wohl von der neuen deutschen Geschichte — die mit der Geistescultur begann — sagen: Im Anfang war das Wort.

Jetzt hat sich die That hinzugesellt.

Reisegedanken.

Ich reiste nach München. Wer hat in diesen Tagen nicht auf Schritt und Tritt Erschütterndes und Herzerhebendes zugleich erlebt?

Ich will von meinen Wahrnehmungen und Betrachtungen hier nur einige zu Protokoll geben, die ich gerne als Wahrzeichen fassen möchte.

Immer aufs Neue drängt sich die Frage auf: Ist der Krieg allzeit bestimmt, der gewaltige Hervorbringer großer Volkseigenschaften zu werden? Läßt sich durch den Krieg allein zum Bewußtsein bringen, daß das Individuum nur durch das Volksganze besteht? Und ist die Rüstung zum Kriege die einzige oder doch wesentliche Möglichkeit, die Volkskraft zu organisiren, Pünktlichkeit und Sicherheit im Befehlen, entschiedene Folgsamkeit im Gehorchen zu bilden? Sind die Menschen nur durch das Soldaten-

thum dahin zu bringen, daß sie in geschlossenen Reihen im gleichen Schritt und Tritt zu bestimmten gemeinsamen Zielen sich ordnen?

Die Durchzüge der Gefangenen — zumal der so fremdartigen Turkos 2c. — der Empfang der Verwundeten, Freund und Feind, die Beförderung neuer Truppen; Alles das hatte, zumal am Sonntag, die Umwohner der Eisenbahn aus Städten und Dörfern herbeigeführt; Massen Schaulustiger umdrängten die Bahnhöfe.

Von Haltepunkt zu Haltepunkt hatte sich nun die organisirte Feuerwehr aufgestellt, in einfachen grauen Kitteln und blinkenden Helmen; sie hielt überall gute Ordnung und fand willigen Gehorsam.

Ich weiß wohl, man wird es barok und phantastisch finden, aber mir erschien es, als ob diese Organisation, die sich von selbst aus dem Volke herausbildete und bereits Gauverbände und Tagsatzungen hat, eine zukunftreiche Thatsache sei. Sie ist zunächst zur Abwehr elementarischen Unheils entstanden und ausgebildet, aber ist dieß nicht gerade die rechte Grundbedingung?

Wenn es einmal dahin kommen wird — und

wir müssen die Hoffnung festhalten und dafür arbeiten, daß nicht mehr die beste Kraft der Völker darauf verbraucht wird, zur gegenseitigen Tödtung abgerichtet zu werden — so liegt in der Feuerwehr ein gediegenes und ergiebiges Material, die atomistische Zerfahrenheit zu binden und die Männerwelt aller Orten dahin zu organisiren, daß sie in Reih und Glied zusammen halte und feste Ordnung in allen Vorkommnissen darbiete. —

Auch in der Frauenwelt bildete sich ein Zusammenwirken, Zeugniß gebend, welch eine vorbereitete, nur des höhern Anrufs gewärtige sittliche Kraft überall vorhanden war. Eine, wenn man es so nennen darf, Mobilisirung der häuslichen Tugenden war eingetreten.

In Städten und Dörfern vereinigten sich Frauen und Mädchen, um Alles zu bereiten, was die Verwundeten bedurften.

Das Kleinstädtische der sogenannten Honoratiorenschaft, die vornehmsüchtige Abgeschlossenheit war abgethan; Arbeit, Anstelligkeit, unverdrossene Ausdauer, Einordnung in das Gesammte — und Alles auf Grund vaterländischer und humaner Gesinnung —

das allein galt. Bewohnerinnen desselben Ortes, die einander kaum kannten oder auch nicht kennen wollten, schlossen sich treulich zusammen. Wie manche schämig in sich verschlossene Charakterkraft kam da zur Entfaltung und zum Bewußtsein vor sich und zur gerechten Erkenntniß vor Anderen. Daß auch Eitelkeiten sich breit machten, was verschlägt das im Hinblick auf das große Ganze?

Und die Kinder! Es war herzergreifend und erquickend zugleich, in den Dörfern in Rathhäusern und Schulen, in kleineren und größeren Städten in Tanzsälen der Casino's, Harmonien u. s. w., die Kinder aller Klassen und Confessionen versammelt zu finden, wie sie Charpie zupften und dabei die Wacht am Rhein und andere Lieder sangen.

Draußen die kämpfenden Soldaten, daheim die für die Kriegsnoth arbeitenden Frauen und Kinder, die Ordnung haltende Feuerwehr, die freiwilligen Vereine, die Tag und Nacht auf den Bahnhöfen Wache hielten, zur Stärkung der abziehenden, zur Pflege der heimkehrenden Volksgenossen, wie zur humanen Versorgung der Gefangenen und der fremden Verwundeten.

Ein humaner Geist und entschlossener Einmuth durchzog die ganze Nation.

Wunderbare Wirkung der klärenden, zusammenfassenden und erweckenden Macht der Kriegsthat! Wie das Gewitter die Luft reinigt, der nachströmende Regen das Pflänzchen im fernsten tiefsten Thal belebt, so ist jetzt kein deutsches Herz, das nicht die Wirkung dieser einheitlichen That empfände.

Man darf die Zuversicht festhalten, daß der neu erwachte Vaterlandssinn, das Abthun der Selbstsucht und Kleinlichkeit in der Männer- und Frauenwelt, der Eindruck in den Kinderherzen aus dieser großen Zeit nicht blos eine politisch-nationale, sondern auch eine social-moralische Neubildung hervorbringe.

Turnerfeste, Schützenfeste, Sängerfeste! Man gedenkt ihrer jetzt kaum oder doch nur als gegenstandsloser Versammlungen. Und doch darf man behaupten, daß diese Feste ein Ausdruck der Sehnsucht nach nationaler Gemeinsamkeit waren, und daß sie nach den bittern Enttäuschungen des Jahres achtundvierzig die Verkümmerung und Verzweiflung bekämpften und den Frohmuth aufrecht erhielten.

Wenn die Zeit der Erfüllung gekommen sein wird, wenn wir ein einiges freies Vaterland errungen haben und der Friede die schweren Wunden heilt, dann werden diese Feste neu erstehen, nicht mehr als Ausdruck der Sehnsucht und Opposition, sondern als schöne Feier des Lebens.

Ich wurde nach Karlsruhe gerufen, wo ich am 8. August spät Abends eintraf.

Auf dem Bahnhofe hielten angesehene Bürger, unter ihnen auch Professoren und Geistliche, Wacht, und am Tage sah man Männer, die Träger berühmter Namen waren, als Krankenträger mit den Bahren der Verwundeten durch die Straßen wandeln. Es gab keine niedere Arbeit mehr, Alles war hineingehoben in die Sphäre edler hülfbereiter Bethätigung. Wird solch eine Thatsache und ihre Erkenntniß nicht einen neuen Bestand der Menschengesellschaft bilden oder doch als Grundlage in ihr ruhen? Wird der sogenannte Höhergestellte, der einen Verwundeten durch die Straßen trug, je noch von einem Volksgenossen sich hochmüthig und kalt abschließen können? Und

wird in dem sogenannten Niedergestellten nicht das Bewußtsein verharren, daß Männer von Rang und Würden ihn treulich stützten und trugen und ihre Frauen an seinem Krankenlager wachten?

Die Zerrissenheit der Stände, die der Krieg aufhob, muß sich auch im Frieden, in gegenseitiger getreuer Fürsorge und liebevoller Erkenntniß fortsetzen.

Was in Krieg und Noth mitleidsbewegt und dankbar sich herausbildete — die Solidarität der Menschen — muß in Frieden und Ruhe frei und schön festgehalten werden.

Hier bildet sich auch ein sittlicher Hebel zur Lösung der socialen Frage.

Die deutsche Heeresmacht war ausgezogen zur Abwehr neuen Raubes und sie bringt das alte geraubte Gut wieder heim.

Die öffentliche Stimme hat ihren entsprechenden Wiederklang gefunden.

Was die kühle Realpolitik als romantische Sehnsucht verschrie, wird nun mit mathematischer Nothwendigkeit zur geschichtlichen Consequenz.

Das fatum congenitum, das angestammte Schicksal, zeigt sich in der Geschichte dieser Tage.

Wie war's doch noch vor Kurzem?

Da hieß es: „Die Franzosen sind empfindlich, reizbar, nur ja nichts verlautbaren, was sie unangenehm erregen oder gar verletzen könnte."

Das galt als stillschweigende Vereinbarung im öffentlichen Wort.

Wenn die Franzosen in unveränderlicher Keckheit von ihrer Rheingrenze sprachen, so galt auf unserer Seite eine offene Erinnerung an unser gutes Recht auf Elsaß und Deutsch-Lothringen als höchst unvorsichtig.

Und in den Kabinetten mußte man täglich um gut Wetter für Frankreich bitten.

Welche Signatur wird Napoleon der neuen Jahreszahl geben? Wie ist er gestimmt? Zieht er die Brauen zusammen oder hat er eine glatte Stirne? Ist er krank oder gesund? Wird er zum Unterhaltungsbedürfniß seines Volkes und zur Befestigung seiner Dynastie doch noch einen Krieg, und zunächst den um die Rheingrenze haben müssen?

Alle Mächte waren in Abhängigkeit und hatten Pathologie zu studiren.

Deutschland mußte endlich die ständig drohende Stellung des Nachbars zurückwerfen und befreit damit sich selber und die europäische Welt von unwürdiger Abhängigkeit.

Von wem war die nun beschlossene Heimbringung von Elsaß und Deutsch-Lothringen vorbedacht? Geschah es vom Volke, von den Staatsmännern?

Die Grenzberichtigung zwischen Gewolltem, Geplantem und aus dem Gefüge des Geschichtsganges sich wie als Verhängniß Einsetzendem ist schwer abzumarken.

Man kann wohl Dichtkunst und Staatskunst in Parallele setzen.

In einer Dichtung heischen Motive, Thatsachen, Persönlichkeiten, eine Entfaltung und Bedeutung, die der Dichter — trotz festen Planes — in solcher Art nicht voraus anlegen wollte und konnte. Jeder Tag des Schaffens ist neue Produktion, nicht blos Ausführen des Programms; jede organische Bildung gewinnt ihr eigenes Leben. Die vorbedachte Symmetrie ist eine andere als die gewordene, und der Künstler — ich setze hier auch schon der Staatsmann — bildet das sich von selbst Darbietende zu einer neuen

Symmetrie, Maß und Ordnung aus seinem Geiste findend. Soll die Ausführung eines Planes innewohnendes Leben haben, so muß die Improvisation eintreten, die ihren Inhalt aus der Fülle der vorbereiteten Seelenkraft entnimmt.

So auch die Staatskunst. Auch der Staatsmann ist nicht der weise Seher, der die Verwicklungen und Wendungen vorausgesehen und im Plane festgestellt hat; seine Aufgabe ist, die originale Führung im Genius der Geschichte zu erkennen, und aus dieser Erkenntniß frei auszubilden und zu beherrschen.

In der Staatskunst wie in der Dichtkunst vereinigen sich die scheinbar widersprechenden Begriffe als libera necessitas.

Reise ins Elsaß.*

Es war am Abend des 14. August, als ich, ins Feldlager gerufen, nach Rastatt abreiste.

Am Karlsruher Bahnhofe war jetzt, wie immer, tagaus, tagein, große Bewegung. Verwundete, Gefangene kamen, neue Truppen zogen ab, die helle Lieder sangen. Es waren geübte Sänger unter denen, die aus Bayern und Schwaben kamen. Kein zweites Volk (denn im Volksthum dürfen wir auch die deutschen Schweizer dazu rechnen) hat solche im Chorgesang gebildete Sänger. Es erfüllt sich: „singend ziehen die deutschen Heere in den Kampf.“

* Der Elsaß? Das Elsaß? Wunderlich! Deutsche Schulmeisterei hat daraus sofort eine Frage gemacht. Aber — abgesehen davon, daß von Sebastian Münster bis Goethe immer das Elsaß geschrieben wurde — sagt auch das Volk zwischen Schwarzwald und Vogesen: das Elsaß. Dabei muß es füglich bleiben.

Kein Einzelner vermöchte zu beobachten und zu schildern, welche hundertfältigen Gemüthsbewegungen sich auf solch einem Bahnhofe aufthaten.

Und so wie hier, war es aller Orten im Vaterlande.

Ich sah einen berühmten Gelehrten, der mit seiner Familie von dem einzigen Sohne Abschied nahm. Vorbei alle Fürsorge für den sorglich Gehegten — „auf sich selber steht er ganz allein."

Ueberall bewegte Gruppen, Zurufe, Grüße, Alles eilig, gedrängt.

Unvergessen muß auch die zum Aeußersten angespannte Kraft der Bahnbeamten sein, und ihre Unverdrossenheit blieb sich gleich.

Eine ruhige Zeit wird sich kaum mehr eine Vorstellung bilden können von der festen und beharrlichen Bewegung aller Volkskräfte, wie von der Gehobenheit des Gemüthslebens in diesen Tagen.

Ich traf zwei Bekannte, die, zur freiwilligen Krankenpflege ausgerüstet, sich mir anschließen wollten, der eine ein Musiker voll warmer Aufopferungslust, der andere ein junger Holzhändler aus dem Schwarzwalde, vom Geschlechte des Patriarchen, der

sich auch bethätigen wollte. Niemand konnte mehr zu Hause bleiben im alltäglichen Thun; jede Kraft wollte mitwirken zum großen Ganzen.

Die straffe, nimmer ermattende militärische Organisation hat die soldatische Volkskraft rüstig gemacht, nur des Signals gewärtig, sich machtvoll zu entfalten.

Wir dürfen aber auch sagen, daß Schule und Literatur nicht minder an der Rüstigmachung unserer Volkskraft gearbeitet haben, und das unter schweren Hindernissen und Bedrückungen. Jetzt erweist sich, welch eine selbstführende sittliche Macht in unserem Volke liegt, die nun so überwältigend zu Tage tritt.

Ist es denkbar, daß dieses Volk, das den äußeren Feind seiner Selbständigkeit niederwirft, nicht auch den inneren Feind seiner freien Entwicklung besiege?

Ich übernachtete in Rastatt bei einer befreundeten Offiziersfamilie. Ich hörte von einem jungen Offizier, daß er sich scheue, bei Tag über die Straße zu gehen, da er als gesunder Mann in der Garnison bleiben müsse. Ein älterer Offizier ging aus

dem Wege, als sein Regiment abzog, bei dem er fünfzehn Jahre gestanden; er mußte weinen, weil er nicht mitziehen durfte.

Spät Abends traf ich den Prinzen Weimar aus Stuttgart, der mit Umsicht und erquickender Menschenfreundlichkeit dem württembergischen Sanitätswesen vorsteht.

Ich erhielt einen aus Baden-Baden requirirten Wagen, der bisher nur zu Lustfahrten gedient hatte und am frühen Morgen ging's ins Elsaß hinein.

Es war der 15. August, hoffentlich der letzte Napoleons-Tag.

Ich bin seit zehn Jahren nicht im Elsaß gewesen, aber ich bin dort kein Fremder. Als ich im Jahre 1844 zum erstenmal mehrere Tage in Straßburg war, wohnte ich bei dem Flüchtling Rauschenplatt, der (unter dem angenommenen Namen Wolf) mit turnerischer Enthaltsamkeit sich hier wach hielt und nicht weg konnte von der Schwelle des Vaterlandes. Er behauptete beständig, das Elsaß müsse wieder deutsch werden, aber es sei höchste Zeit zur

Ausführung. Der von Metternich und den ihm unterthanen Kabinetten ins Exil Gesendete dachte an Mehrung des ihm verschlossenen Vaterlandes...

Damals lebte in Straßburg noch Strobel, der grunddeutsche Geschichtschreiber des Elsaßes; er war ein belehrender Führer. Damals lebte Wiß noch und lehrte deutsche Philosophie, klagte aber bereits, daß seine Kinder nicht mehr deutsch mit ihm reden wollten. Damals hatten die Straßen noch deutsche Namen neben der französischen Uebersetzung; erst unter Napoleon wurden die deutschen Namen ausgetilgt.

Ich war in den fünfziger Jahren wiederholt und Wochen lang in Straßburg und Zabern. Ich machte Studien zu einem historischen Roman, der unter dem Titel „Zu Straßburg auf der Schanz" den Franzosenraub behandeln sollte. Ein ungedrucktes Tagebuch des Ammanns Reißeissen (im Besitze des alten Buchhändlers Heitz in Straßburg, der überhaupt Alles zur Geschichte des Elsaßes wie ich glaube, vollständig gesammelt hatte),* bot viel

* Ich habe im Oktober darauf hingewiesen, daß diese Sammlung, die gerettet wurde, den Grundstock zur neu zu bildenden Bibliothek bilden sollte.

neue und genaue Thatsachen, mit welch schamloser Verderbniß die Franzosen die freie deutsche Stadt traktirten, bis endlich Straßburg französisch wurde.

Ich war in Zabern, um Lokalstudien zum Leben jenes Bischofs Egon von Fürstenberg zu machen, der, als das Münster wieder katholisch wurde, Ludwig den XIV. am 24. Oktober 1681 unter dem Portale des Münsters mit den Worten begrüßte: „Nun kann ich wohl mit dem alten Simeon sagen: Herr! Nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen.“ *

Ich hatte einen fingirten Helden in den Mittelpunkt meines Romans gestellt, einen Baumeister

* Ich muß hier eine Erinnerung aus dem Jahre 1860 aufügen, die wohl nützlich sein kann. Noch heute sind bei Zabern (dem Schiller'schen Savern) viele Eisenhämmer. In einen solchen kamen eines Tags zwei aus dem italienischen Feldzuge zurückgekehrte französische Offiziere. Der Jubel war groß und vive l'empereur tönte übermächtig laut. „Des sin üsere Kamerade gsi und jetzt sind's Offizier',“ riefen die Hammerschmiede dem Fremden zu.

Napoleon hat die Freiheit bis auf die letzte Spur ausgetilgt, aber die Gleichheit, die Gleichberechtigung zu allen Ehrenstellen hat er nicht angetastet, und diese ist dem Volke als solchem bedeutsamer.

aus dem Breisgau, der in alle Parteien und Stände Einblick hatte; es gestaltete sich dadurch nicht nur lebendige Verbindung zwischen diesseits und jenseits des Rheins, das Münster und seine Katholisirung bildete auch eine Axe.

Ich habe das viel vorbereitete Material liegen lassen, weil der Abschluß sich nicht gesund tragisch formen ließ, sondern nur bitter traurig mit einer Dissonanz.

Jetzt, nach der Sühne fast zweihundertjährigen Elends, jetzt würde versöhnender Schluß und Consonanz sich ergeben. Aber wer kann jetzt an dichterische Gestaltung denken?

Wer durfte hoffen, solch eine Geschichtswendung zu erleben und auch nur ein Kleines wirken zu dürfen zur Klärung der Gemüther in den so lang Verfremdeten?

Welch ein Tag wird es sein, wenn wir in das wiedergewonnene Straßburg einziehen!

Möchte es nur unter freudigem Willkomm der Bürger geschehen!

Auf der Nothbrücke,

die bei Plittersdorf über den Rhein geschlagen war, hielten wir lange.

Man zog eben die Telegraphendrähte von dies-seits nach jenseits.

Ja, die Noth hat die Brücke geschlagen, die die deutschen Lande verbindet und die altgeraubten Provinzen wieder heimführt.

Heute vor einem Monat fuhr ich das Gernsbacher Thal hinauf. Damals wollte man noch nicht an den Krieg glauben, und heute darf man schon der Zuversicht sein, daß wir als Sieger aus diesem Kampfe hervorgehen, ein einiges Vaterland und die Wiedergewinnung von Elsaß und Deutsch-Lothringen erreichen.

Da drunten in Bonn steht das Denkmal Arndts. Sein Wahlspruch: Der Rhein, Deutschlands Strom

nicht Deutschlands Grenze — wird jetzt zum Wahrspruch.

Jetzt vor dreißig Jahren beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelm IV. wurde Arndt — nach langer schwerer Bedrückung und Entfernung von seinem Lehramte — wieder in Amt und Würden eingesetzt.

Ich war dabei, als in jenem Garten an der Koblenzer Straße Arndt jubelnd begrüßt wurde. Man gedachte kaum der vergangenen Unbill, man freute sich der eingetretenen Sühne.

Und heute, da die große Sühne eintritt, da zur politischen und sittlichen Nothwendigkeit geworden, was ehedem als Verbrechen galt, jetzt muß mit den Namen derer, die ruhmvoll siegen, das Gedächtniß derer auferweckt werden, die ruhmlos und geächtet am Wege niederfielen.

Eine Schaar der besten Männer steigt herauf, Metternich und seine Helfershelfer sind ihre Würger.

Wie in der nordischen Gudrunsage und in der Darstellung der Hunnenschlacht kämpft über denen, die auf dem Boden stehen, eine unabsehbare Reihe über ihnen in der Luft, ihre schattenhaften Gestalten sind lebenskenntlich.

Dort jener, dem das Blut aus den Pulsadern rinnt, es ist der Pfarrer Weidig.* Von seinem Untersuchungsrichter gemartert, schnitt er sich im Kerker mit einer Glasscherbe die Adern auf und schrieb mit seinem Blute seine Verzweiflung an Gerechtigkeit an die Wand.

Dort Sylvester Jordan, dort — doch, wer kann sie alle aufzählen? Aber wissen soll die heutige Jugend und eingedenk sollen die heutigen machtbegabten Vollstrecker sein, daß für das, was heute geschieht, Hunderte in Kerkern büßten und ins Exil getrieben wurden.

Und keinen der Märtyrer deutscher Einheit und Freiheit verließ der Glaube, daß ihr Herzenswunsch, dem sie Alles opferten, sich verwirkliche.

Jetzt ist die Zeit der Erfüllung da, und aus der Trauer um die Opfer von ehedem und heute quillt uns ein großer Trost.

* Ein so wahrheitsgetreues als schauervolles Bild aus der Zeit der gewissenlosesten Reaktion enthält das Buch: „Der Tod des Pfarrers Dr. Friedrich Ludwig Weidig. Ein aktenmäßiger und urkundlich belegter Beitrag zur Beurtheilung des geheimen Strafprocesses und der politischen Zustände Deutschlands. Zürich und Winterthur, Druck und Verlag des literarischen Comptoirs, 1843.“

Wie oft höhnten Pessimisten und Vergnüglinge diejenigen, die an die große Zukunft Deutschlands glaubten, jetzt ist diese Zukunft Gegenwart, der Jugendtraum positives Gesetz geworden. Der Glaube an das Ideal hat seine neue Bewährung.

Anders, ganz anders als je geahnt und gestrebt wurde, verwirklicht sich die deutsche Einheit.

Denn die Geschichte ist nicht der Knecht Machmir'srecht aus dem Märchen. Sie führt nicht die vorgefaßten Ideen aus; sie ist vielmehr selbstschöpferisch, neu bildend.

Im reinen Gedankenleben bilden sich Begriffe und Maße, nach denen die Erscheinungen des Lebens bemessen und gewogen werden. Man darf vielleicht sagen, es bildet sich ein ideales Pfundgewicht, in der Wirklichkeit findet sich aber kein Gegenstand, der diesem genau entspricht, er wiegt mehr oder weniger; darum aber ist jenes Maß nicht falsch, wenn es auch nicht wirklich ist.

Betrachtet man diesen Krieg und was sich aus ihm entwickelt, spielt da nicht der Zufall seine große Rolle? Aber was ist Zufall? Nichts anders als die Entladung eines unbeachteten und unerkannten Mo-

tivs, das nicht auf der geraden Linie der logischen Perspective lag.

Wie die Willensbestimmung des einzelnen Menschen nicht eine absolut freie, so auch die Willensbestimmung der Völker; sie entwickelt sich genetisch aus einer Reihe von Thatsachen und Eindrücken.

Der Staatsmann, der von der Unmacht des Idealismus hinweg trotzig auf *Blut und Eisen* hinwies, hat thatsächlich das Richtige vorausgesehen. Und doch tritt auch der Idealismus in sein Recht.

Dieser Krieg ist trotz seines diplomatischen Ursprungs ein Volkskrieg im reinen Sinne des Wortes. Niemand ist geistiger Führer. Die allgemeine Stimmung, eine öffentliche Meinung, wie noch selten in der Welt und gewiß noch nie in Deutschland, beherrscht alle Gemüther.

Die Geschichte dieser Tage hat keinen Fichte, keinen Arndt, keinen Schleiermacher, keinen Schenkendorf, Körner u. s. w.

Wer hat den Geist erweckt, der heute in hunderttausend Bewaffneter und aufopfernd Pflegender sich bethätigt? die beiden verkannten, ja bislang unterdrückten Mächte: die *Schule* und die *Presse*.

Der führende Geist von heute knüpft sich an keinen Einzelnamen, denn es ist der Geist unserer gesammten Volksbildung. Wir Alle, die wir heute wirken, sind nur Partikeln des Allgeistes in der Nation. Die öffentliche Meinung, zum öffentlichen Willen geworden, stellt als ruhmreiche That sich dar.

Wenn heute ein Lied gedichtet wird, so ist es nicht der Wecker, sondern nur der Kündiger jener lange vorbereiteten Empfindung, die in dem Massengeiste der weiten Kriegscolonnen waltet. —

Welch ein Tag wird es sein, wenn die deutsche Fahne vom Straßburger Münsterthurme weht!

Den Thurm durchfährt ein Zittern
Vom Grundstein bis zum Knauf,

singt Uhland auf jene Thatsache, daß Goethe jetzt vor hundert Jahren als Student seinen Namen auf der Plattform des Münsters eingehauen. Nun wird sich's erneuen.

Die längst dahingerafften und die jetzt in den Tod sinkenden Blutzeugen, das ganze deutsche Volk dichtet seine Sehnsucht zur tageshellen unzerstörbaren Wirklichkeit.

Wir kamen ans Elsaßer Ufer.

Am Zollhause — das nur französische Aufschrift hat — war folgende Proklamation angeschlagen:

„Ein Mahnruf und ein Warnungsruf an die Bewohner des Elsaßes!

Ich muß ein ernstes Wort an Euch richten.

Wir sind Nachbarn. Wir haben in friedlichen Zeiten traulich mit einander verkehrt. Wir sprechen dieselbe Sprache. Ich rufe Euch an: laßt die Sprache des Herzens, die Stimme der Menschlichkeit in Euch zu Worte kommen.

Deutschland ist im Kriege mit Frankreich, in einem von Deutschland nicht gewollten Kriege.

Wir mußten in Euer Land eindringen. Aber jedes Menschenleben, jedes Eigenthum, das geschont werden kann, betrachten wir als einen Gewinn, den die Religion, die menschliche Gesittung segnet.

Wir stehen im Kriege, Bewaffnete kämpfen mit Bewaffneten in ehrlicher offener Feldschlacht.

Den unbewaffneten Bürger, den Bewohner der Städte und Dörfer wollen wir schonen.

Wir halten strenge Mannszucht.

Dafür aber müssen wir erwarten — und ich fordere es hiermit strengstens — daß die Einwohner dieses Landes sich jeder offenen und geheimen Feindseligkeit enthalten.

Zu unserem tiefen Schmerze haben Aufreizungen, Grausamkeiten und Rohheiten uns genöthigt, strenge Sühne eintreten zu lassen.

Ich erwarte daher, daß die Ortsvorsteher, die Geistlichen, die Lehrer ihre Gemeinden, die Familienhäupter ihre Angehörigen und Untergebenen dazu anhalten, daß keinerlei Feindseligkeit gegen meine Soldaten geübt werde.

Jedes Elend, das vermieden werden kann, ist eine Gutthat vor dem Auge des höchsten Richters, das über alle Menschen wacht.

Ich ermahne Euch. Ich warne Euch.

Seid dessen eingedenk!

Der Commandirende der großherzoglich badischen Division
Generallieutenant **v. Beyer.**

Nachschrift. Ich befehle, daß diese Mahnung an die Rathhäuser aller Städte und Dörfer angeheftet werde, und es wird wohlgethan sein, wenn Ihr dieselbe auch in die Nachbargebiete schicket."

Werden diese Worte Beruhigung und stille Fassung in die Gemüther bringen, so daß es nicht mehr nöthig sein wird, durch Beispiel gebende Strafen zu schrecken?

Ich forschte bei Einzelnen nach dem Eindruck der Proklamation. Ich erhielt kaum Antwort oder die ausflüchtige: „Was kann man da sagen?"

Angst und Furcht lag auf den Menschen, aller Empfindungsmuth war verscheucht und man schrak vor jeder Kundgebung zurück. Sprach man von der Zusammengehörigkeit mit Deutschland, so lautete die Antwort: „Es gedenkt uns nicht, daß wir Deutsche gewesen sind." Mit Seufzen wurde dann hinzugesetzt: „Wenn nur der Krieg bald aus wäre."

Es will mir scheinen, daß es nicht möglich sein wird, durch das Wort auf die Gemüther der Elsäßer einzuwirken, so lange die Kanone spricht.

Es ist ein schön Stück Land, eines der anmuthigsten und gesegnetsten, das wieder deutsch werden soll.

In katholischen Orten sah man Kinder, die

Pflanzenbüschel trugen, um sie heute, am Tage Himmelfahrt Mariä, zur „Würzweihe“ in die Kirche zu tragen.

Wagen mit gefangenen französischen Offizieren, von badischen Dragonern begleitet, begegneten uns. Dann kam ein großer Trupp gefangener Franzosen zu Fuß, reguläre Truppen und Turcos; hinterdrein die Wagen mit den Verwundeten, Turcos, Spahis in seltsamen Drapirungen und barbarischen Ansehens. Dann kam ein großer Trupp Bauern mit Aexten auf der Schulter, Soldaten und Landjäger begleiteten sie; sie mußten Schanzarbeiten thun.

Es ist Sonntag, ein sonnig heller Sommersonntag, wo man still betrachtend sich des gedeihlichen Erdenlebens freuen sollte. Aber was gilt im Kriege Sonntag?

In den Krisen des Einzellebens wie des Völkerlebens herrschen die Naturgewalten. —

In Selz im goldenen Ochsen, wo die Offiziere des Etappencommando's überaus freundlich waren, traf ich Paul Thumann und freute mich, ihn mit in den Wagen nehmen und zum Genossen haben zu können.

Wenn es beschieden ist, in schönem Siege in das wiedergewonnene Straßburg einzuziehen, dann ergibt sich für uns gemeinsam vielleicht eine Darstellung in Wort und Bild zum Gedenken an diese große Geschichtswendung.

Der Künstler im Bilde und der im Worte zieht nicht aus — sei es im Frieden, sei es im Kriege — um Motive für Bilder, Charaktere und Geschichten zu suchen. Thäte er das, so fände er sie nie. Zunächst sind wir als Menschen und Vaterlandsfreunde in einfacher Theilnahme bewegt für Leben Einzelner und großer Gemeinsamkeiten in Leid und Freud. Aus diesem ersten natürlich thätigen Mitleben und Mitempfinden erhebt sich dann die zweite Natur, das Kunstbestreben und zwar in der Regel erst aus der Erinnerung, nicht im unmittelbaren Anschauen. Der Uebergang vom unmittelbaren Empfinden zum Erinnern ist in der Künstlerseele freilich ein mit dem gewöhnlichen Zeitmaße nicht zu bemessendes.

Erinnerung im einfachen wie im feinsten Sinne des Wortes ist die Marksäule künstlerischen Schaffens.

Der Künstler trägt die zweite Natur in sich,

aber er darf nie die erste, die naive Hingebung verlieren; in ihm lebt nur die Kraft, nach der ersten gewissermaßen pathologischen Ergriffenheit das sympathische freie Ergreifen ins Werk zu setzen.

Wer das Gebahren seiner Mitmenschen blos als Kunstobjekt betrachtete, würde nie jene Lebenswärme empfinden und darstellen können, die das Wesen der Kunst bedingt.

Das ist unter uns, die wir die Kunst zum Beruf haben, eine so feste Thatsache, daß sie kaum eines Ausspruches oder gar einer Erklärung bedarf.

Im Publikum aber, das sich nur schwer in den Schaffens- und Gestaltungsprozeß des Künstlers zu denken vermag, sind hierüber noch vielfach irrige Vorstellungen.

Hingebung an das unmittelbare Leben ist das erste Erforderniß der Kunst. Auch hier gilt der Spruch: Wer sein Leben verliert, der wird es gewinnen.

In — es ist besser, ich nenne den Ort nicht — konnte ich immer deutlicher wahrnehmen, auf welche

vorbereitete Grundstimmung man hier zu Lande gefaßt sein muß.

Ich kam in einen größeren Kreis von Bauern, die nach Art der Landleute, theils wißbegierig, theils hinterhältig gerne den Fremden sprechen lassen, dabei aber wenig von sich geben.

Bei Erwähnung der Proklamation zuckten die Bauern die Achseln und sahen mißtrauisch vor sich nieder oder auf die Nachbarn. Endlich brachte ich heraus, daß man hier zu Lande zu Allem, was von Behörden kommt, kein Vertrauen hat. Man wittert Schelmerei oder neue Bedrückung dahinter. Der treuherzige Ton ist schon so oft verbraucht. Niemand glaubt an Geradheit und Ehrlichkeit einer Behörde, sei es die eigene, sei es die jetzt das Wort führende und mit Macht versehene fremde. Man glaubt weder an offiziell verkündete Thatsachen noch an Versprechungen für die Zukunft.

„Wer weiß, ob's wirklich so. Wir müssen's halt glauben, und wir glauben's auch," lautete die verkniffene Auskunft.

Es wird lange dauern und beharrlicher unverdrossener Arbeit bedürfen, bis die Corruption tiefen

Mißtrauens geheilt ist und die Menschen wieder zum Vertrauen auf Ehrlichkeit bekehrt sind.

In einer kleinen Gruppe erfuhr ich dann doch noch etwas Bestimmtes und das hieß: „Der Teufel soll den Napoleon holen." Ein Mann, der seine Mütze schief gesetzt hatte, fügte hinzu: „Und auf dem Bock kann er auch noch seine Sie mitnehmen." Alle lachten, da ich den schwäbischen Spruch hinzusetzte: „Wenn der Teufel sie holt, müssen wir und ihr miteinander doch den Fuhrlohn zahlen." Der Schiefbemützte lachte unbändig.

Ein alter Bauer nahm mich bei Seite und vertraute mir: „Ich habe mit Nein gestimmt (bei dem Plebiscit) und von unserem Dorf hat Alles mit Nein gestimmt, bis auf drei Mann. Wenn's nur schon aus wäre!" schloß auch hier der Mann.

Alle sprachen nur von der Möglichkeit des Preußischwerdens, nie von Deutschwerden; deutsch als staatlicher Begriff ist ihnen hier noch nicht zugänglich.

Am schönen steinernen Schulhause war rechts „école catholique," links „école protestante" mit goldenen Buchstaben angeschrieben. Da meine Reise-

gefährten meine Berufsart kund gegeben hatten, begrüßte der Schulmeister das Handwerk und brachte mir ein Bändchen Gedichte, betitelt „Musenknospen.“ Es ist gewiß kühn, der Muse ein vegetatives Leben zuzumuthen, aber die Gedichte sind gut gemeint, und vor Allem, sie sind in deutscher Sprache und zeigen, daß trotz der Befehle von oben die Menschen in der Stille vor sich doch nur deutsch empfinden und sich ausdrücken können. In der Schule darf nämlich der Lehrer nur französisch mit den Kindern sprechen und auch mit seinen eigenen Kindern sprach er französisch.

Wo wir Mittag machten, war der rundliche Wirth und die ganze Einrichtung des Hauses so heimisch behaglich, als wären wir mitten im Schwabenland.

An einem Seitentisch saßen mehrere Franzosen oder doch französisch redende Männer in bequemlicher Sommerkleidung und gelben Schuhen. Sie schienen zu der in Frankreich besonders heimischen Spezies der Kaffeehausredner zu gehören. Nachdem sie ihren Frühschoppen genossen, gingen sie heim, sie schauten aber mit grimmigen Mienen nach uns,

und ihr knirschender Mund schien sagen zu wollen: „Ihr seid unsere Unterdrücker. Aber wartet nur!“

Es ist freilich kein angenehmes Gefühl, erobert zu sein, und der Physiognomie nach schienen die Männer geborne Franzosen.

Eine fast zweihundertjährige Regierung, die noch dazu an Ausmerzung der deutschen Nationalität arbeitete, hat natürlich auch viele Nationalfranzosen hierher gebracht.

Auch hier war Klage über die Ernte; es gibt wenig Stroh und von Kartoffeln erntet man kaum die Aussaat.

Ein Notar hat seine Stelle für vierzigtausend Franks gekauft. Natürlich ist die Frage: können ihm diese zurückerstattet werden, wenn das Elsaß deutsch wird? Notariate und Advokatenstellen sind gekauft, und ist es da zu verwundern, daß die bedeutenden hiefür aufgewendeten Summen nicht so leicht verschmerzt werden und die Betroffenen sich uns nicht zuneigen?

Der gebildete Mann, der die von uns mitgebrachte Zeitung las — man ist hier ohne alle Nachrichten — deutete auf eine Stelle, wo es hieß, daß

vor Allem die Kaiserin und die Jesuiten an diesem Kriege schuld seien. „Das ist wahr, das ist so," sagte er mir leise. —

Weiter ging's ins Elsaß hinein. Dort ist Drusenheim. Wie ist uns das doch vertraut durch Goethe! Die Kriegsthaten prägen Namen von Männern, von Dörfern und Städten in das Gedächtniß Aller. Nicht minder aber vermag dieß die Dichtermacht; Namen von menschlichen Wohnorten und Namen von Helden — Götz, Wallenstein — sind nur durch sie aus der Menge Anderer herausgehoben.

In Suffelnheim erhielt ich eine Ordonnanz mit auf den Wagen, da es im Hagenauer Walde doch nicht ganz geheuer sei.

Die freundlich zuvorkommenden badischen Offiziere des Etappencommando's sind hier wie in Selz voll Ungeduld und wünschen ins Feld zu kommen; aber zur Sicherung und Ordnung des Verkehrs muß man ruhig wartend ausharren.

Anderthalb Stunden fuhren wir durch den Hagenauer Wald. Wieder begegneten uns viele Züge Verwundeter.

In Hagenau war buntes Treiben.

Auch hier traf ich auf dem Etappencommando einen freundlichen Offizier, der Bruder in Apollo war. Das Commando war in einem schönen Hause, das sich ein junges Paar nach Pariser Geschmack eben frisch eingerichtet hatte. Der Mann hatte die junge Frau zum Schutze nach Straßburg gebracht, und jetzt ist sie dort in die Festung eingeschlossen.

Die Landwehrleute auf der Straße fand ich voll guten Humors, und Einzelne führten bereits Kinder der Einwohner an der Hand.

Auf dem Wege nach Brumath, gerade da wo ein Bauersmann eben im Felde aussäete, sahen wir zum erstenmal das Münster. Es war als sähe man einen alten Freund.

Wenn die Saat hier aufsprießt, ist das Münster dort wieder unser.

Ich kam durch Brumath, und als es bereits Nacht war, endlich nach Lampertheim.

Welch ein Leben und Treiben hier in der milden Sommernacht auf der Straße! Das ist das Kriegslager.

Ich erhielt gutes Quartier in einem großen Bauernhause bei einer Wittwe angewiesen. Vierzig Mann

und ein Offizier waren da noch einquartiert; ein badischer Feldwebel von guten Manieren hatte die Rolle des Hausvaters übernommen.

Der Offizier war zu meiner besonderen Freude der Sohn eines Freundes, des Malers Lessing, eine reckenhafte Erscheinung voll frischen Jugendmuthes.

Ein Nachkomme aus dem Stamme dessen, der uns von französischer Geschmacksherrschaft loskämpfte und das deutsche ideale Leben zum reinsten Ausdrucke brachte, kämpft nun zur Befreiung von französischem Uebermuth und zur Gründung des deutschen Staates.

Es gibt wundersame Erfüllungen im Laufe der Geschichte.

Von Lahr war ein gutes Fäßchen Bier als Liebesgabe angekommen; es wurde in der milden Nacht im Hofe des Nachbarhauses mit den Offizieren ausgetrunken.

Ein junger Offizier hellfarbigen Antlitzes mit prächtigen weißen Zähnen und schnellkräftigen Bewegungen entfernte sich bald mit einem gewandten Feuerwerker, sie gingen „um ein paar Cigarren

anzuzünden.“ Ich hörte, daß die Beiden, die die Umgebung Straßburgs genau kennen, allnächtlich sich auf die gefährlichsten Punkte schleichen, um Brücken zu sprengen und Minenfäden zu entdecken. Es ist ihnen schon vielfach gelungen.

In Straßburg.

Lied der deutschen Soldaten im Elsaß.

(Nach der Singweise: Ich hatt' einen Kameraden.)

1.

Im Elsaß, über dem Rheine,
Da wohnt ein Bruder mein,
Wie thut's das Herz mir pressen,
Er hat es schier vergessen,
:,: Was wir einander sein. :,:

2.

Mein armer, guter Bruder!
Hast du dich denn verwälscht?
Geraubt von dem Franzosen,
Trägst du die rothen Hosen —
:,: Ist auch dein Herz verfälscht? :,:

3.

Horch auf! Sie ist nun kommen,
Die lang ersehnte Zeit:
Wir haben nun ein Deutschland,
Ein einig starkes Vaterland,
:,: Vorbei ist Zank und Streit :,:

4.

Und dich auch haben wir wieder,
Komm Bruder, komm nur her!
Du bist mit Blut erstritten,
Du bleibst in unsrer Mitten,
:,: Wir trennen uns nimmermehr! :,: *

* * *

Wer hat das Lied gesungen?
Wer hat das Lied erdacht?
Ein Pommer und ein Schwabe,
Die gute Kameradschaft haben
:,: In der Schlacht und auf der Wacht. :,:

Lampertheim, den 16. August 1870.

Nun ist mir geworden, was ich wünschte; ich stehe in der großen Bethätigung unserer Tage und

* Inmitten aller neuen Anschauungen zog mir dieses Lied durch den Sinn, als ich nach dem Elsaß reiste. Ich habe es erst einige Tage darauf festgefaßt. Ich hatte eine längere Unterredung mit Prinz Wilhelm von Baden. Er sprach davon, daß es in der alten Welt thulich sein mochte, dem Heere durch eine Rede eine leitende Idee zu geben. Jetzt sei das nur durch ein Lied möglich. Das Lied, das mir seit meiner Herreise im Sinne lag, kam nun an diesem Tage zur Niederschrift. Es wurde als fliegendes Blatt gedruckt und dem gesammten Belagerungsheere bei der Löhnung vertheilt.

Ich hatte keinen Namen dazu gesetzt, und darum auch den Schlußvers angefügt. Da mein Name aber später doch bekannt wurde, so füge ich auch hier das Lied ein.

kann dazu mitwirken und sei es auch nur ein Kleines. Aber leider soll nichts ganz sein. Zu meinem besonderen Schmerze traf ich den General Beyer schwer leidend. Im Mai hatten wir uns in Karlsbad getroffen, wo der General sein Gichtleiden zu heilen hoffte, und jetzt, an der Schwelle seiner so ruhmvoll begonnenen großen Bethätigung, sucht ihn das alte Uebel so schwer heim, daß er nicht auf den Fuß treten kann; man wird ihn zum Wagen tragen müssen, in dem er nach Karlsruhe heimkehren soll.

Ich füge hier die Correspondenzen an, die ich an die Allgemeine Zeitung geschickt habe. Ich gebe sie ganz, wie sie dort abgedruckt sind, nur in Anmerkungen erlaube ich mir einzelne Nachträge.

Was im Text Irrthümliches ist, ging aus unserem Standpunkt und unserer Empfindungsweise hervor, aber auch diese gehören mit zum Zeitbilde.

Ich habe noch Mancherlei aufgezeichnet, was noch nicht zu veröffentlichen und nicht von allgemeinem Interesse ist.

1.

Am 17. August.

„O Straßburg! O Straßburg! Du wunderschöne Stadt“ — das also beginnende Volkslied zieht mir durch den Sinn die Tage herein.

Das deutsche Volkslied hat sich Straßburg noch nie aus dem deutschen Gesangsreiche rauben lassen, und jetzt — vorerst wird die „wunderschöne Stadt“ von mancher Verwüstung heimgesucht werden müssen.

Die Bewohner des offenen Landes im Elsaß haben in verwirrendem Schreck sich minder sicher in den Dörfern und offenen Städten geglaubt, und haben viele bewegliche Habe, vor Allem aber Frauen und Kinder — und, wie es heißt, auch die schönen Mädchen, denn man sieht deren keine mehr — in die Festung geflüchtet, die nun gerade der bedrohteste Punkt ist. Man hat den Leuten hier ganz fabelhafte Vorstellungen von den einziehenden Deutschen eingeflößt, und nur allmälig schwindet die Angst.

Da liegt Straßburg vor uns, der Thurm des Münsters, von andachtbewegten deutschen Händen

errichtet, ragt in die blaue Luft hinein. Wir müssen manchmal dem Commandirenden da drin zeigen, daß wir Ernst machen könnten, wenn wir wollten. Noch zögern wir, denn — unbeschadet der eisernen militärischen Strammheit — pocht uns doch bei jedem Schusse, den wir nach Straßburg hineinsenden müssen, das Herz im Mitgefühle. *

Wir stehen vor geraubtem Gute. Wir möchten die Stadt schonen, aber es wird leider nicht möglich sein.

Eine Belagerung ist eine mühselige Arbeit, die nichts vom Effektvollen und Glänzenden des Kampfes im freien Felde hat. Aber glauben Sie mir: in angespannter Aufmerksamkeit auf der Lauer stehen, jeden Schlupfwinkel erspähen und verrammeln, Tag und Nacht auf der Hut, wo der Feind durchbrechen möchte, einen Fluß abgraben, wie wir jetzt mit der Ill thun, um den Feind zur Uebergabe zu zwingen — all dies glanzlose, dabei aber

* Es ist vielleicht nicht überflüssig, hier ein für allemal zu bemerken, daß ich den Ausdruck „wir“ zur Abkürzung gebrauche, um nicht immer: von deutscher Seite u. dgl. sagen zu müssen.

nicht minder gefahrvolle und Muth erheischende Thun — glauben Sie mir, es verlangt eine in sich gehaltene concentrirte Energie, das Alles „ohn' Ermatten" auszuhalten.

Die badische Division hat diese schwere Aufgabe, zunächst mit Verzicht auf Ruhmesglanz, zu vollziehen. Hoffentlich aber — und ich spreche den ungeduldigen Wunsch Aller aus — kommen wir auch bald in die freie Feldschlacht.

Wir dürfen hoffen, daß die Geschichte eingedenk sei, wie das badische Volk sich zuerst vollauf zur deutschen Sache stellte, und wie das badische Heer in der Botmäßigkeit gegen das große Ganze die glanzlose Aufgabe einer Belagerung treu und willig auf sich nimmt.

Ich kann Ihnen indeß heut auch von einem so umsichtig als kühn zurückgeschlagenen feindlichen Ausfall aus der Festung berichten. Unsere Feldwacht auf der linken Seite der Ill hatte gestern Nachmittags wahrgenommen, daß ein Trupp von ungefähr 1500 Franzosen auf dem Wege nach Blotzheim ausbrach, offenbar in der Absicht, bei Illkirch über den Rheinkanal zu gehen. Auf die Mel-

dung beim Bataillonscommandanten beauftragte dieser die Compagnie des Hauptmanns Kappler vorzugehen, er selber blieb mit zwei Compagnien zurück. Die Unseren hatten bei Ostwald eine durch das Gehölz geschützte Stellung eingenommen, und mit echt deutscher Ruhe hielten sie wohl eine Stunde lang den Hagel der französischen Gewehre aus; sie zielten dagegen jeweils nur auf den einzelnen Mann und trafen sicher. Als die Absicht des Feindes, über den Kanal zu gehen, offenbar war, ließ Hauptmann Kappler die Unsrigen vormarschiren. Unter dem Rufe: „Hurrah! da ist er endlich, der Franzos,“ stürzten die Unsrigen vor, und die Franzosen verließen ihre Geschütze und flohen. Drei Geschütze wurden von den Unsrigen genommen und acht Gefangene gemacht. Der Feind hatte zwanzig Todte und Verwundete, Wir drei leicht Verwundete. Das ist freilich fast nur wie ein Probiren, wie ein kurzes Geigenstreichen, bevor das Concert oder vielmehr der Waffentanz losgeht; aber die Instrumente sind gut gestimmt und Alles in taktfestem Zusammenhalt.

2.

Am 18. August.

In großer Bewegung, weil ich Ihnen nichts Näheres schreiben kann, heute nur einige kleine Thatsachen: die Franzosen haben die vorderen Häuser von Schiltigheim angesteckt; sie brennen jetzt noch, und zugleich brennt auch ein Kloster bei Ruprechtsau — à propos Ruprechtsau! Dort wohnte ein Baron von Buissière, auch in Baden begütert, der in Badeorten, auf Jagden und am Hof immer äußerst zuthulich war und sich niedlich machte; er suchte diese Manier auch hier und in den letzten Tagen fortzusetzen; es wurde aber bekannt, daß er einer der Hauptaufwiegler war, und gestern auf dem Heimwege nach Ruprechtsau wurde er verhaftet und nach Rastatt gebracht. Auch sonst wird Strenge angewendet, wo die Milde nicht helfen will. Eine Schwadron der Unsrigen wurde in St. Moritz bei Schlettstadt von der Mobilgarde und den Bürgern angegriffen. Bürger schossen aus den Häusern; die Unsrigen wurden zersprengt, haben sich aber heute wieder voll gesammelt. Wir haben zwei Todte. Heut ist nun ein Bataillon mit ent=

sprechendem Geschütz und Cavallerie nach St. Moritz gezogen mit dem Auftrage: den Bürgermeister aufzufordern, diejenigen zu bezeichnen, welche bewaffnet waren; kann er das nicht, so wird die Einwohnerschaft — ohne Menschenleben zu gefährden — aus dem Ort getrieben und der Ort zerstört.

3.

20. August.

So ist's! Eine auf Lüge und Corruption gebaute Thatsache verlangt die fortgesetzte Lüge, die Corruption durch alle Schichten. Das innerlich morsche Wesen, äußerlich überfirnißt, ethisch durchaus haltlos, das der Kaiser in sich darstellt, muß sich folgerecht auch auf alle seine Untergebenen und Helfer ausdehnen.

Es ist ein Jammer und ein Problem zugleich, was Napoleon aus dieser — trotz alledem von edlen Inspirationen bewegten — Nation gemacht hat. Oder hat er es nicht allein gemacht? Ist er Produkt oder Producent des Verfalls?

Eine ruhige Zeit wird das historisch darlegen können. Jetzt sammeln sich die Thatsachen.

Wir sind vor Straßburg; was soll es denn, noch jetzt — nach dem beispiellos glorreichen Zug

unserer Truppen bis Metz — diese schöne, volkreiche, von Flüchtlingen überfüllte Stadt zu halten? Verlangt das die militärische Ehre?

Lassen Sie sich erzählen, wie der Commandant von Straßburg die Ehre versteht? Er hat, das ist authentisch, es der Stadt vorenthalten, daß er durch einen Parlamentär, den Obersten Amerong, zur Uebergabe aufgefordert und, als er dies verweigerte, das Bombardement angedroht wurde. Da wir nun, um den Ernst zu zeigen, einige Häuser in den Grund schossen, wobei Menschenleben verloren gingen, verkündigte er in der Festung: er werde dafür Rache nehmen an Kehl. Entfernt von Kehl, mit der Stadt durchaus nicht in Verbindung, ist eine Batterie aufgefahren, die einmal und das regelrecht, auf die Festungswerke feuerte. Was thut nun der Commandant von Straßburg? Er sendet Brandgeschosse auf die Batterie? Nein, auf die mit der neutralen weißen Fahne mit dem rothen Kreuz beflaggte Kirche, worin Kranke gepflegt werden. Auf die Kirche und auf die Krankenpflege zuerst! Das ist civilisatorische Mission! Es ist geglückt, die Kirche ist in Brand gesteckt! Nun wird das Gasthaus zum Salmen in

Brand gesteckt. Die Feuerwehr eilt herbei. Was thut der Herr Commandant mit seiner civilisatorischen Mission? Er wartet, bis sich die Feuerwehr gesammelt hat, und als sie beisammen ist, um das brennende Haus zu retten, sendet er fort und fort Brandgeschosse auf die Feuerwehr!

Der commandirende General v. Werder sendet eine Depesche an den Festungscommandanten, in welcher er ihn persönlich verantwortlich macht für diese flagrante Verletzung des Völkerrechts, eine offene Stadt mit Brandkugeln zu beschießen. Sie werden diese Depesche bald officiell veröffentlicht lesen. General v. Werder sagt, daß er für den angerichteten Schaden Requisitionen ausschreiben werde. Er hat demzufolge eine Denkschrift an das badische Ministerium abgefaßt, den verursachten Schaden abzuschätzen. Was antwortet der Commandant von Straßburg? Unweit Kehl stehe eine Batterie, darum habe er die Stadt in Brand geschossen! Er ignorirt den Unterschied einer offenen und einer befestigten Stadt rundweg. Er will, wie es scheint, uns zwingen, ihm die Barbarei mit gleichem zu vergelten und Straßburg in Brand zu stecken. Man darf hoffen — und

ich kann Ihnen aufs Bestimmteste die Versicherung geben — daß von deutscher Seite bis an die äußerste Grenze der Schonung gegangen werden wird. Der commandirende General v. Werder, ein eisenfester Charakter, ist dabei nicht minder ein Vertreter der Bildung, wie sie Deutschland zusteht. Er hat mit scharfer Logik dem Feind in Straßburg sein elegantes Lügengewebe zerschnitten und ihm die nackte Barbarei seines Verfahrens vor Augen gestellt. Wiederholt wird von unserer Seite betont, daß wir uns den Einwohnern von Straßburg freundnachbarlich gesinnt fühlen, und nur der äußersten Nothwendigkeit nachgebend, Leben und Eigenthum schädigen müssen. Ich fürchte, es wird nichts helfen. Die elegante Phrase denkt nicht an Wahrheit, und die Selbstgefälligkeit vergißt die allgemeine Menschenpflicht.

Sie werden in den nächsten Tagen Weiteres und der Entscheidung näher Dringendes hören. Ich hoffe, Ihnen sofort davon berichten zu können.

Nur das will ich heute noch hinzufügen: daß dem Commandanten von Straßburg die Nachricht von dem so bedeutungsvollen Siege des Königs bei

Metz mitgetheilt und ihm anheimgestellt wurde, unsere Belagerungsbereitschaft und die großen Mittel in Augenschein zu nehmen, so daß er sich überzeuge, wie er sich unmöglich halten könne und nutzlos Leben und Eigenthum so Vieler opfere.

In Bezug auf meine Mittheilung wegen der Vorgänge in St. Moritz bei Schlettstadt kann ich hinzufügen, daß der Rädelsführer und Hauptaufwiegler, Graf Castix, nach der Schweiz entflohen ist, dagegen drei Pfarrer und mehrere Maires gefangen eingebracht worden sind. Die gerichtliche Untersuchung ist im Gang. Die Einwohnerschaft ist so empört, daß sie das Schloß des Grafen Castix anzünden wollte, und man dieß verhindern mußte. Auch in den umliegenden Dörfern hat man gleichmäßig vertheilte Waffen gefunden.

4.

Am 21. August.

Ringsum läutete im ganzen Elsaß heute keine Sonntagsglocke, dennoch strömte Alles in den verschiedenen Orten nach den Kirchen. Die Bauern waren erstaunt, so viele Soldaten, höhere und niedere Offiziere in der Kirche zu sehen und so ganz

und gar nicht auf Commando. Wunderbarerweise war der Wochentext, 10. Sonntag nach Trinitatis, Evangelium Lucä, Cap. 19, Vers 41 u. s. w.: „Als er nahe hinzukam, sah er die Stadt an und weinte über sie und sprach: wenn du es wüßtest, so würdest du auch bedenken, zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dient. Aber nun ist es vor deinen Augen verborgen; denn es wird die Zeit über dich kommen, daß deine Feinde um dich und deine Kinder mit dir eine Wagenburg schlagen, dich belagern und an allen Orten ängstigen. Und werden dich schleifen und keinen Stein auf dem andern lassen, darum daß du nicht erkennet hast die Zeit, darinnen du heimgesucht bist.“ Ist es nicht wunderbar, daß gerade auf diese Woche dieser Text fällt? Und in dieser Woche wird der Entscheidung näher gebracht, vielleicht sogar entschieden, was aus der von Franzosen geraubten Stadt Straßburg werden soll. Und da drinnen steht ein Heiligthum deutscher Baukunst und deutscher Andacht.

Es gehen schlimme Gerüchte; es heißt, der Commandant Uhrich habe erklärt: wenn er sähe, daß die Deutschen Straßburg nähmen, werde er das

Münster zusammenschießen und die Schuld davon den Deutschen zuschieben. Das sind traurige Aussichten.

Die Wagenburg, von welcher der Wochentext spricht, fehlt auch nicht. Bei Lampertheim stehen 2200 Bauernwagen, weiter hinauf alle Dörfer an den Straßen entlang sind die Geschütze jeden Kalibers bis zum gröbsten Belagerungsgeschütz mit der reichlichsten Munition.

Der Depeschenwechsel geht rasch hin und her. Es ist der beschleunigte Puls, wir sind in die Peripetie eines historischen Drama's eingetreten. Der Stolze auf der Straßburger Citadelle muß sich nicht mehr sicher fühlen, wenigstens wirft er Ballast aus. So wurden heute Morgens 100 deutsche Soldaten, die in der Fremdenlegion gedient hatten, je zehnweise aus allen Thoren der Stadt getrieben mit der Androhung, daß, wenn sie sich umwendeten, sie sofort niedergeschossen würden. Die Unglückseligen standen zwischen zwei Feuern. Sie trugen, theilweise wenigstens, französische Uniformen, und mußten von den Unsrigen für Franzosen gehalten werden. Als sie sich den Vorposten nahten, wer weiß, wie viele

hüben und drüben niedergeschossen wurden. . . . Ich sah zwei einbringen. Sie waren geborene Pommern und fielen gerade den Pommern in die Hände. Dieses Austreiben der bezeichneten Leute darf als ein Symptom betrachtet werden, daß die Disciplin in der Festung gefährdet ist. Und doch heißt es, daß der Commandant, gerade weil die französischen Waffen in der offenen Feldschlacht unterlegen, nun erklärt habe, ihre Ehre in der Festung zu retten. Aber wodurch? Durch Hinopferung einer schönen Stadt und Tausender ihrer Einwohner! Heißt das die Ehre retten?

Wie sehr von unserer Seite Alles zur Schonung aufgeboten wird, zeigt der erneute strenge Befehl, das Eigenthum der Elsäßer auf das Gewissenhafteste zu schonen. Gestern hielt der von Baden herübergesendete provisorische Civilcommissär (Director Renk) am Nachmittag eine Conferenz mit den Maires von vier Cantonen, um die Kriegslast gleichmäßig zu vertheilen. Es wird Alles aufgeboten, um die Gräuel des Krieges zu mindern. Wenn es nur auch gelingen könnte, sie von Straßburg abzuwenden. Es ist leider wenig Aussicht, daß es möglich sei.

5.

Am 22. August.

In der Vormittagsstunde um 10 Uhr ist am Ende des Dorfes Mundolsheim, dort, wo man den Ausblick nach den Schwarzwaldbergen hat, auf der Straße und in den nächsten Häusern eine Bewegung unter den niederen und höheren Offizieren, Verpflegungsbeamten u. s. w., und hin und her von einem zum andern sieht man die kleine stramme eisenfeste Gestalt des commandirenden Generals v. Werder sich bewegen. Klein, untersetzt, glattrasirten, röthlichen Antlitzes, mit einem hellblonden Schnurrbart und funkelnden Augen, geht er hin und her, ertheilt Befehle, empfängt Rapporte. Neben ihm ragt besonders auch die hohe Gestalt des badischen Oberstlieutenants v. Leszinsky, Chefs des Generalstabs, hervor. Der Ausdruck im Antlitze des im besten Alter stehenden Mannes zeugt von durchgearbeiteter Intelligenz, und dabei hat er eine herzgewinnende freundliche Milde. Es werden Befehle ertheilt, Rapporte empfangen, Parole ausgegeben. „Wo haben wir uns zuletzt gesehen?“ ist fast regelmäßig die erste Frage der neuangekommenen höheren

Offiziere. Schleswig-Holstein, Böhmen wird genannt, Zeitungen werden herum gegeben. Da sprengen zwei Reiter heran, der Eine breit, gewaltig, hält eine weiße Fahne in der Hand und hat eine Trompete umhängen. Er bleibt auf dem Pferde sitzen. Der Andere, jugendlich behend, stahlkräftig, schwingt sich rasch aus dem Sattel und überreicht eine Depesche. Es ist unser Parlamentär mit dem Trompeter, die aus der Festung kommen. Die Gruppen treten zurück. General Werder und Oberst Leszinsky lesen allein die Depesche. Werder nickt bisweilen kurz und bestimmt. Was enthält die Depesche? Wer es weiß, darf es jetzt noch nicht sagen. Eines aber ist gut: der Commandant Uhrich schreibt französisch, wir deutsch, seine Depeschen sind lang, die unsrigen kurz.

Die Gruppen lösen sich auf und bilden sich neu.

Da sprengt der Großherzog von Baden heran mit seinem Adjutanten. Die tiefe Innigkeit und intelligente Seelengüte, die aus dem Antlitz des Mannes spricht, hat in diesem Feldzug noch eine erhöhte Prägnanz gewonnen. Es bedarf der ganzen selbstlosen Charakter-Reinheit dieses Fürsten, um so

frei und frischgemuth die Stellung einzunehmen, welche er sich hier erwählt. Ohne ein selbständiges Commando zu führen, ist er Repräsentant der Haltung und vielfach auch Quelle der Stimmung in der badischen Division, der eine minder glänzende, aber alle Kraft, Muth und Ausdauer im höchsten Maß in Anspruch nehmende Aufgabe zugetheilt ist. Der Großherzog wird ehrerbietig begrüßt. Alle höheren Militärs begeben sich in die Wohnung des Commandanten.

Es ist still auf der Straße. Bald bildet sich eine theilnehmende Gruppe um einen jungen Mann mit dem ersten Bartanflug und abgehärmten Antlitzes. Es ist wieder ein aus Straßburg Ausgewiesener. Er heißt Schiel, ist aus Zürich gebürtig und war seit zwei Jahren Commis im Hause Charles Stähling u. Comp. Er ging mit einem Freund aus Preußen über die Straße, und weil er Hochdeutsch sprach, wurde er sofort verhaftet, in die Maison Civile, den sogenannten neuen Thurm, gebracht, wo sie zu viert in eine kleine Zelle eingesperrt wurden, die nur eine Pritsche hatte, worauf ein Mann liegen konnte; zwei konnten sich daran lehnen, der vierte mußte

auf- und abgehen. Sie wurden dann ihrer fünfzig in ein Gefängniß gebracht. Ihre Nahrung war ein allerdings genießbares Laibchen Brod, dazu eine ekelhafte Suppe mit Erbsenwürmern, die nicht zu genießen war, schlechtes Wasser, während sich ein guter Brunnen im Gefängniß befand. Sie waren mit Verbrechern zusammen gebracht. Man griff alles auf der Straße auf. Wenn ein Kind, auf einen Vorübergehenden deutend, sagt: „des isch e Schwob," „des isch e Prühs," so wird er ohne Weiteres verhaftet. Mit dem Genannten waren z. B. viele bayrische Brauknechte vom Wagen herabgerissen und ins Gefängniß gebracht worden. Sie waren in Hemdärmeln und hatten die Lederschürze vor und mußten so dreißig Tage im Gefängnisse sitzen. Auf Krankheit wurde keine Rücksicht genommen. Ein Photograph aus Würzburg, Namens Hornigel, der beim Photographen Winter arbeitete, wurde am Montag ins Gefängniß gebracht. Er war krank. Der Arzt kommt nur alle acht Tage, am Montag. Endlich kommt der Arzt und sagt: „Warten Sie noch drei Tage, dann kommen Sie ins Krankenhaus." Aus den drei Tagen werden aber acht. Ein Bayer hatte

die Unvorsichtigkeit, beim Herabsteigen aus dem Gefängnisse nach der Kirche, am 15. August, als man durch die Lucke das Münster mit der französischen Fahne sehen konnte, zu sagen: „da hängt zum letztenmal die französische Fahne.“ Alle lachten. Der Gefängnißwächter fragte nach dem Grunde des Lachens, und Einer verrieth das Wort des Bayers, der sofort in die Casematten geworfen wurde und noch dort liegt. Die Missionsgesellschaft in Lausanne sendete der Missionsgesellschaft in Straßburg vier Männer zur Aushülfe. Sofort beim Aussteigen ertönt ein Ruf: „Das sind Spione.“ Sie werden festgenommen und verhaftet. Am Sonntag werden alle Gefangenen nach der Kirche gebracht. Die Erscheinung der vier Männer fällt dem Geistlichen auf, er fragt und sie erklären die Sache. Die Missionsgesellschaft hat sie längst erwartet, reklamirt sie vergebens. Sie werden nach Kehl gebracht und müssen schwören, nichts zu sagen. Einer von ihnen heißt Huguenin.

Den Fremden ist in Straßburg jedes Verhalten erschwert. Wer in einer Brauerei mit einem Andern Deutsch spricht, wird verhaftet; wer mit einem Andern still dasitzt, wird ebenfalls verhaftet. Der

Erzählende konnte nicht genug schildern, wie sehr sie Alle schlecht behandelt wurden. Der Gefängniß-Geistliche nahm sich um Niemand an. Am letzten Sonntag predigte er auch über Evangelium Luc. Cap. 19, er wählte aber andere Verse als die Prediger hier draußen. Er sprach von der Herrlichkeit des französischen Volkes und wie es groß aus diesem Kampfe hervorgehen werde. Die Verzweiflung in der Stadt ist groß, und man fürchtet am meisten die Hartköpfigkeit des Commandanten, der zwecklos und bloß zur Bewahrung der militärischen Ehre die Stadt hinopfern wird.

Es ist Krieg! Ja wohl! Da muß manches Einzelleben hingeopfert werden, aber diese Art, wie man gegen Schuldlose so grausam verfährt, wo ist da eine Spur der gerühmten Civilisation? Der Generalstabsoffizier, vor den die Gefangenen gebracht wurden, war freundlich und schob alle Schuld auf den Polizeicommissär. Die Gefangenen wurden durch verschiedene Thore in einzelnen Trupps durch die Stadt gebracht. Sie durften nicht mehr in ihre Wohnungen, ihre Habseligkeiten zu holen. Keiner weiß vom Andern, Jeder suchte sich allein zu retten.

Es ist nicht nur militärisch, es ist auch menschlich höchste Zeit, daß Straßburg genommen wird, und ich kann Ihnen sagen, daß nicht mehr zwei Nächte vorüber gehen, bevor der gewaltige Ernst eintritt, zu dem wir gezwungen werden.

Nachschrift. Nach hier eingegangenen Nachrichten war die Schlacht bei Metz, in welcher der König siegte, eine so mörderische, wie noch keine in unserer Zeit. Der Kronprinz ist nach Chalons vorgerückt. Was in dem Lager sich befindet, wird keinen starken Widerstand leisten können.*

6.

Am 23. August, Abends.

Es ist entschieden! — Es ist genug des Parlamentirens. Unsere Langmuth ist erschöpft. Heute

* Der Arzt, von dem ich vor kaum vier Wochen bei Gernsbach Abschied genommen, traf heute ein. Er ist mit drei guten Genossen gekommen, sie stellten sich freiwillig dem Lazarethdienste. Er war dabei, als das Elsaßlied in Wahrheit als fliegendes Blatt den bei uns im Quartier liegenden Uhlanen und der Landwehr-Infanterie im Hofe hinabgesendet wurde. Die Soldaten drunten sangen — ein Volksschullehrer in Uniform gab den Takt an — und wir droben sangen mit zum Erstenmal das Lied. Die helle Stimme des Arztes tönte Allen vor.

Nacht wird das Bombardement eröffnet, zunächst von der badischen Artillerie von Kehl aus. Der Commandant Uhrich, der uns alle Humanität zumuthet, um selber nichts mehr davon zu haben, verlangte noch gestern, daß man ihm gestatte, die Frauen und Kinder aus der Stadt zu bringen. Abgesehen von der Unmöglichkeit, dieselben zu übernehmen, sei es zur Einquartierung oder zur Weiterbeförderung (zu beiden fehlen uns die Mittel) lagen noch viel andere Unzuträglichkeiten auf der Hand, und das ist eben der Krieg — wir dürfen dasjenige, was eine Pression auf den Commandanten übt, um ihn zur Uebergabe zu stimmen, ihm nicht abnehmen. Noth und Hunger, Thränen und Wehklagen der Frauen und Kinder sind gewiß herzzerreißend — zumal für ein Heer von Bürgern, wie das deutsche ist; denn wie viel Tausende haben Frau und Kinder verlassen und stellen sich der feindlichen Kugel — aber drinnen in der Festung muß das Elend der Unschuldigen doch vielleicht den Commandanten, der auf die militärische Ehre pocht, dahin bringen, daß er das Gloire-Spiel mit Einsatz von Menschenleben endlich aufgeben muß. Das Spiel ist verloren, da hilft

kein Hasard mehr. Es geht nur noch mehr dabei zu Grunde.

Der Commandant verlangte außerdem, daß er durch unsere Vermittlung einen Brief an seine Frau in Paris schreiben dürfe. Dieß wurde ihm in zuvorkommender Weise gewährt.

Am Nachmittag war es in Mundolsheim wundersam still. Es war wie Einhalten des Athems, bevor der gewaltige Lärm losgehen wird.

Als ich nach Lampertheim zurückkehrte, begegneten mir Trupps Bauern in blauen Blousen mit Hacken und Schaufeln, die heute Nacht in den Schanzen arbeiten müssen. Die Weiden am Wege und weitum das niedere Gehölz sind abgehackt. Es sind Schanzkörbe daraus bereitet. Bald kommen Trupps von Artilleristen, schöne kräftige Menschen, sie waren voll frohen Muthes, daß es endlich losgeht. Sie ziehen so frischgemuth dahin, und wer weiß, wie Mancher von ihnen dem Tode, der Verstümmelung entgegengeht . . .

Um 11 Uhr heute Nacht soll das Feuer angehen.

Ich werde auf der Höhe von Mundolsheim, wo

man die Ebene und ganz Straßburg übersieht, die Eröffnung des Bombardements mit ansehen.

7.

Am 24. August, Morgens.

Die Herzbewegung, in der wir stehen, läßt sich kaum ermessen.

Die Geschichte vom Urtheil Salomonis wiederholt sich.

Was ist dem Franzosen Straßburg? Es ist nicht ein Stück seines eigensten Lebens, drum mag es — damit nur der Andere es nicht habe — zu Grunde gehen. Wir aber fühlen uns dem Elsaß nahe, und Straßburg ist ein Klang, den wir tief im Herzen hegen. Wir möchten die schöne, trotz alledem deutsche Stadt am Leben erhalten und nicht zerstören, und doch müssen wir jetzt tödtliche und zerstörende Geschosse dahin richten . . .

In diesem Gedanken ging ich in der Nacht mit guten Genossen nach Mundolsheim. Wir passirten die Vorposten. Einer in unserer Reihe kannte Parole und Feldgeschrei. Der Himmel war mit Wolken bedeckt. In einer Seitengasse wurden Kanoniere mit leiser Stimme in der Geschützbedienung eingeübt.

Weiter ging's zwischen den Weinbergen hinan. Am Horizonte blitzte es rasch nach einander zuckend auf, wie beim Wetterleuchten, der Wind stand von uns ab, und nur manchmal hörten wir den dumpfen Ton des Geschützes. Das war ein mächtiges Anklopfen zum Einlaß. In Straßburg waren viele Lichter angezündet, die aber allmälig bis auf wenige erloschen. Unter uns, am Fuße des Hügels im Fahrwege, bewegten sich ununterbrochen die Frohnfuhren dahin. Es war wie ein seltsames Rauschen eines Stromes, und dazwischen hörte man nur manchmal Fuhrmannsgeschrei und Commando-Rufe.

Von Straßburg antwortet manchmal ein Blitz, ein Knall, aber es war heute nichts Genaueres zu beobachten. Still kehrten wir in unser Quartier zurück. An der Biegung des Weges war auf einen Markstein ein schweres Geschütz aufgefahren und konnte nicht weiter. Wunderlich aussehende Gestalten standen in der dunkeln Nacht an dem Geschütz und hoben es unter dem Rufe: „Gewiß!“ (Die erste Silbe hebend, die zweite absetzend.) Ein Trupp Uhlanen kam aus dem Dorfe. Das schwere Mörsergeschütz ist flott gemacht, krachend, knisternd,

den Boden schütternd fährt es dahin. Anderes Geschütz folgt nach. Die Soldaten, die ihre graue Jacke über die Montur gezogen hatten und gespenstisch, fremdartig aussahen, sprangen von der Flottmachung des Geschützes weg, behend auf ihre Geschütze und Munitionswagen und fuhren jubelnd davon.

So arbeiten unsere Mitbürger im Dienste des Vaterlandes in der Nacht. So stellen sie sich allen Gefahren preis.

Man kann es kaum verwinden, daß man ihnen nicht folgen, nicht mit ihnen sein soll, und doch ist das Kriegshandwerk nicht Jedermanns Sache, wenigstens bei uns von der älteren Generation nicht.

Im Dorfe war an jedem Haus eine Laterne angezündet, damit die Soldaten und Fuhren ihren Weg fänden.

Man kann in solcher Zeit kaum fassen, daß man sich schlafen legen soll, während Tausende und Tausende da in der Nachbarschaft graben und kämpfen und sich dem Tode stellen für unsere Sache. Und freilich, es gibt keinen rechten Schlaf, so ermüdet auch Seele und Körper sind.

8.

25. August, Morgens.

Straßburg brennt! In dieses Wort drängt sich aller Schauer, alles Entsetzen, alle Herzbeklemmung zusammen, die wir in der vergangenen Nacht erleben mußten. Noch schmerzen mir die Augen vom Feuerschein, noch zittert mir die Hand. So hat es geschehen müssen! Wieder ist eine Bartholomäusnacht — denn das war die vergangene — mit Gräueln in die Geschichte eingegraben, aber nicht durch unsere Schuld.

Die die Gloire um ihr Haupt sammeln wollen, auf sie einzig und allein fällt die Schuld.

Das Schlimmste, was der Feind einem einzelnen Menschen, einem Volke anthun kann, ist, daß er uns zu Thaten der Gegenwehr zwingt, die wir verabscheuen. Wir sind in der Lage eines Mannes, der das Duell verwirft und doch gezwungen wird, seinen Gegner niederzuschießen.

Es mußte leider geschehen.

Noch vorgestern boten wir dem Commandanten von Straßburg an, er möge herauskommen oder einen Vertrauensmann senden, um sich zu über-

zeugen, daß sein Widerstand vergebens, und wir nur mit innerstem Schmerz uns dazu verstehen, auch nur einen Theil von Straßburg in Brand zu stecken. Der Commandant Uhrich erwiederte: Eine Besichtigung unserer Stellungen würde bereits als eine erste Möglichkeit angesehen werden, daß er die Festung übergeben könne. Er aber sei entschlossen (und nun kam die bekannte, zum theatralischen Effekt zugespitzte Phrase), sich bis zum letzten Mann und bis zur letzten Patrone zu vertheidigen. Nun hieß es gestern Mittag — und die breite Rauchsäule gab Zeugniß — daß Kehl aufs neue von den Franzosen in Brand geschossen. Wir verhielten uns ruhig bis zum hereinbrechenden Abend. Die Feuersäule von Kehl loderte breit und stets neu aufsteigend zum Himmel auf, und fort und fort wurden von der Festung aus Brandkugeln nachgesendet. Jetzt begann das Feuer auf unserer Seite. Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag, es wurde kräftig erwiedert. Da — es zündete in der Citadelle! Die hereinbrechende Nacht zeigte jeden Feuerschein. Die Bomben stiegen auf und fielen nieder. Jetzt zündete es in der Stadt, nördlich vom Münster. Es mußte

auf reichlichen Brennstoff gefallen sein, denn sofort loderte es hell auf. Von nun an — wer kann es beschreiben? — da und dort zündete es; wir sahen vier, fünf Brandstätten, zwei verbanden sich und bildeten eine breite, verheerende Esse. Der Wind zog von Westen her und fachte die Flammen immer höher an, sie züngelten weiter. Einer der Zuschauer zeigte dem andern: Sieh, dort ragt hinter den Rauchwolken das Münster empor, so ehrwürdig, so still, wie drohend aufgerichtet, wie mahnend gegen die Menschen, die die ungezügelten Flammen gegen einander senden. „Wenn nur das Münster ungeschädigt bleibt," ging es von Mund zu Munde, und dazwischen sprach ein Jeder die tiefe Herzbewegung aus, wie es denen drin in der Stadt zu Muthe sein müsse. Im Geiste versetzten wir uns zu denen, die in gewölbten Kellern wehklagend wachen, den Donner des Geschützes hören, nicht wissen, wo es brennt, vielleicht im Hause über ihnen. Und draußen in den Straßen muß man die Flammen gewähren lassen. Wer kann zu löschen versuchen, wo jeden Augenblick ein neues Geschoß auf ihn niederfallen kann? Wie Viele rufen nach

den Ihrigen, suchen sie und sind wie verirrt im Heimathsorte!

Welch ein Jammer, welch ein Elend!

Wenn man den Herzschlag der Menschen zusammendrängen könnte, er müßte noch lauter, noch schneller, noch gewaltiger pochen, als der dumpfe Schall der Geschütze, die unausgesetzt abgebrannt werden, aus dem Dunkel aufblitzen, da — dort, mit dem Auge nicht mehr zu verfolgen. —

Mitternacht war vorüber, als wir uns endlich entschlossen, heimzukehren. Wir sahen einander wie im hellen Mondschein. Die Felder, die Weinberge waren beleuchtet, die weiße Kirche von Mundolsheim mit ihren weißen Grabsteinen. Plötzlich leuchtete es noch heller auf. Wir kehrten um. Jetzt, da wir die Flammen eine Zeit lang nicht gesehen, erschienen sie uns breiter, gewaltiger und um sich fressender.

Schwer war es, sich von dem schaurig großen Schauspiele zu trennen, und doch mußte es sein. Die Dorfbewohner, die uns begegneten, behaupteten genau zu wissen, welche Stadttheile von den Flammen zerstört würden. Wir wollten ihnen gerne

glauben, daß die Umgebungen des Münsters, vor Allem dieses selbst ungeschädigt sei. Und doch hatte es uns einen Augenblick geschienen, als ob die Terrasse des Münsters, welche der wirksamste Observationspunkt des Feindes ist, in Brand gerathen sei. Es war wol nur Täuschung.

Offiziere, die uns begegneten, berichteten, daß bei dem hellen Feuerschein die Unsrigen weitere Batterien bauen könnten wie am hellen Tage; dabei sind sie von dem vollauf beschäftigten Feind ungestört. Auf unserem Wege leuchteten uns die Flammen. Der Himmel, leicht von Wolken überzogen, leuchtete blutig roth.

Man muß den Feuerschein weit über den Rhein, weit im Schwarzwalde gesehen haben. Wie viel tausend Herzen pochten in tiefster Bewegung in dieser Nacht! Diese Nacht ist mit entsetzlicher Flammenschrift eingeschrieben in die Geschichte.

Manche unter uns wollten glauben, daß der Commandant Uhrich nun nachgeben, fernere Verwüstung vermeiden und die Thore öffnen würde. Leider habe ich Grund zu der Annahme, er werde sein Gloire-Spiel weiter treiben, mit Hinopferung

von Gut und Blut Unschuldiger. Auf ihn allein fällt alle Schuld vor dem Weltgericht der Geschichte.

Es wäre für uns Deutsche ein erhebender Moment geworden, wenn es uns vergönnt gewesen wäre, in die unversehrte Stadt einzuziehen, die uns am hellen Tage von Frankreich geraubt wurde. Das wäre eine wirkliche Restitution gewesen gegenüber dem Mißbrauche, den man damals mit diesem Worte trieb. Jetzt müssen wir leider über Trümmer und Verwüstung in die Stadt einziehen, und vielleicht über noch größere Trümmer als heute Nacht entstanden. Wir hoffen, daß die heilende Zeit und die Bruderliebe, die wir den Elsäßern entgegenbringen, das Elend nach Möglichkeit tilgen wird. Immer wieder muß festgestellt werden, daß nicht Wir das uns von Rechtswegen Zugehörende antasten, sondern daß es uns unmöglich gemacht wurde, unser Eigenthum ungeschädigt der Hand des Räubers zu entreißen.

9.

25. August, Mittags.

„Das war nur ein kleiner Anfang, heute kommt's noch grober," sagte mir ein Mann, der es wissen

muß, als ich ihm vom Eindrucke der gestrigen Nacht sprach.

Wird man sich auch an fortgesetztes Bombardement und Feuersäulen gewöhnen müssen, wie man sich an den Anblick von Zerschossenen und Todten gewöhnt?

Wie ich von Kundigen höre, ist in Straßburg die ganze Steinstraße, ein Theil der Blau-Wolkenstraße und die Kirche, genannt Jung St. Peter (im Gegensatze zur alten St. Peterskirche), abgebrannt. Auf unserer Seite nur wenig Verwundete, dagegen Erkrankungen von den Strapazen her.

Die Besatzung versuchte einen Ausfall von Straßburg, wurde aber kräftig zurückgeschlagen.

Man sollte (zumal in solcher Zeit) keine Gerüchte weiter tragen, und ich könnte Ihnen merkwürdige Beispiele erzählen, wie jetzt Gerüchte entstehen und sich weiter bilden. Eines aber muß ich Ihnen doch erwähnen, weil es für Personen und Stimmungen zu charakteristisch ist und Glaubwürdige es sogar für Thatsache halten. Es heißt nämlich: der Bürgermeister der Stadt Straßburg, Herr Humann, habe sich zum Commandanten auf die Citadelle be-

geben und ihn im Namen der Bürgerschaft beschworen, die Stadt nicht dem Untergange preiszugeben. Als er bei schroffer Abweisung hinzufügte: die Bürgerschaft könne im äußersten Falle dazu gebracht werden, ernste Einsprache zu erheben, da habe Herr Uhrich einen Revolver genommen und den Bürgermeister Humann sofort niedergeschossen. Wie gesagt, so geht das Gerücht.

Der Bischof von Straßburg ist herausgekommen. Er hat nichts von dem Vorgange mit Humann erzählt. Unsere Truppen rücken heute weiter vor gegen Straßburg. Heut' Abends werden wir Schweres mit ansehen müssen.

10.

Am 26. August, Morgens.

Das Münster brennt, gestanden wir uns endlich allesammt, als wir gegen zwei Uhr, im Innersten wie zerschlagen, uns von den grausigen Flammen abwendeten und heimkehrten.

Es war ein stiller, lautloser Gang. Jeder hatte das Gefühl, als ob ihm persönlich ein treuer, ehrwürdiger Freund gestorben wäre, als ob ein Stück seiner Seelenheimath versunken wäre.

In den Schlaf hinein, in den man endlich vor Ermatten versank, tönte es: „das Münster brennt," und Morgens beim Erwachen war das erste Empfinden: „das Münster brennt."

Wie viel Menschenleben hat dieser Krieg bereits in den Tod geschickt, und hier hat nun die Kriegsfackel Zahllose von vergangenen Geschlechtern, die mit Andacht den Bau errichteten, mit Bewunderung betrachteten — wenn man so sagen darf — nochmals getödtet und ausgelöscht, und künftige Geschlechter werden nur noch aus Bildern wissen, was da war. Das ist mehr als der Tod eines Menschen, das ist Vernichtung eines Kleinodes, eines heiligen Schatzes der Menschheit. Alle Menschen, wir Deutschen vor Allen, sind um ein Schönstes beraubt. Mußte es so kommen? Mußte der glorreiche Gang dieses sittlich-reinen Nationalkrieges mit einem Brandmale befleckt werden?

Keine Schuld fällt auf uns.

Es war ausdrücklich strenges Augenmerk anbefohlen, das Münster zu schonen. Und nun ist es doch geschehen.

Welch eine Bergeslast von Verantwortlichkeit

hat dieser Commandant Uhrich auf sich gewälzt! Nutzlos, in vollem Bewußtsein, daß es nutzlos ist, opfert er dem dämonischen Phantom der militärischen Ehre eine Stadt, zahllose ihrer Einwohner und ein Denkmal der Kunst ohne Gleichen.

Doch — ich soll Ihnen ja erzählen. So sei es denn! Wir hatten erfahren, daß das Feuern heute verstärkt und erst in später Stunde, und zwar auf der ganzen östlichen und südlichen Seite beginnen solle. Es war nach neun Uhr, als wir, wiederum nach Mundolsheim gehend, in der Dunkelheit mühsam den Fuhrwerken auszuweichen hatten, die große Holzstämme und Munition gegen die Festung hinführten. Entgegen kam ein starker Trupp Uhlanen. Wir standen wieder an der freien Bergeskante, an der für den Großherzog von Baden errichteten Bretterbank. Die Brandstätten von gestern glühten und rauchten noch. Es war zehn Uhr, als die Fanale auf unserer Seite in bestimmten Pausen die Zeichen gaben. Die Thomaskirche in der Stadt hob sich von dem mächtigen Brande hinter ihr ab, wie auf einem goldenen Hintergrunde. Auf dem Walle wurde, wie es schien, ein Leuchtfeuer, wahr=

scheinlich von einer Pechtonne, entzündet. An einem großen Gebäude, wahrscheinlich Lazareth, zeigte sich ein concentrirtes Licht, das in seiner Leuchtkraft wechselte.

In der Ferne blitzte es wieder wie Wetterleuchten von den Geschützen auf, wir hörten aber keinen Schall, und — so ist der Mensch — wir waren gekommen, um das grausige Schauspiel in seinem Fortgange zu sehen, und als es 10 Uhr, als es 11 Uhr schlug, wurden Manche ungeduldig, daß heute nichts vorgehe, und Einzelne trennten sich von uns und gingen heimwärts. „Es wird heute nichts," hieß es; ja Manche glaubten, der Commandant müsse einen Parlamentär geschickt haben, der vielleicht die Uebergabe bringe.

Ich wußte, daß der Bischof von Straßburg heute herausgekommen war, um Schonung für die Stadt zu erbitten. Wir waren bereit, Alles zu gewähren, aber — die Uebergabe der Stadt ist unabänderlich nothwendig, und der Commandant bleibt unabänderlich hartnäckig. Es heißt, daß er sich nach dem Codex der militärischen Ehre richten will, erst dann um Uebergabe zu verhandeln, wenn Bresche in die Festungswerke geschossen sei.

Aber wie viel Leben muß bis dahin noch geopfert werden.

Es wurde empfindlich kalt. Von Westen begann lebhaftes Feuern, das von der Festung aus in gleicher Weise erwiedert wurde. Brandkugeln stiegen auf, fielen in die Feuerherde von gestern und an neue Stellen. Wieder entstanden da und dort neue Brände. Jetzt der eine Brand, hochragend; das muß ein erhabenes Gebäude sein. Das ist das Schiff des Münsters! Hin und her wurde geräthselt, behauptet, topographisch bestimmt; vor dem wolkenartig sich breit hinlagernden Rauch war nichts entschieden zu sehen. Der Eine behauptete, er sehe das Münster rechts, der Andere links vom großen Feuer.

Die höheren Offiziere sammelten sich an unserem Standorte. Der Großherzog stand da und schaute wortlos in die gewaltigen Flammen, welche immer höher züngelten, sich immer breiter ausdehnten.

Was mußte das Herz des edeln Mannes in dieser Stunde bewegen!

Immer heftiger, immer hastiger, wie im Zorne drängend und sich überstürzend, krachten und stießen

die Mörserbatterien. Der Knall war von einem Zischen begleitet und hatte eine tief erschütternde Resonanz. Das war heut ein Losbrennen fort und fort, daß man oft kaum Pausen bemerken konnte. Immer wieder wurde das Alles von der Erwägung unterbrochen, ob denn wirklich das Münster brenne. Endlich hieß es: es ist unzweifelhaft entschieden. Gerad' auf am Thurm empor leckte die Flamme. Durch jedes Herz ging ein schmerzliches Zucken. Man sah einander stumm an. Man konnte in dem weithin leuchtenden Feuerscheine Miene, Blick des Augenstrahles fast wie am Tag deutlich erkennen.

Das Donnern des Geschützes hört nicht auf. Brandraketen fliegen fort und fort — was soll man noch hier?

Die tief innere Erregung und dazu die empfindlicher werdende Kälte heißt Jeden heimkehren, und doch kann man nicht von der Stelle. Neben uns aus dem Baum fliegen Eulen auf und krächzen, über die Weinberge hinfliegend. Welch ein Klagen wird erst ertönen durch die Tage hin, durch die ganze Geschichte über das, was heute geschah. Endlich

kam ein Ordonnanzoffizier und meldete, daß in unserer nächsten Nähe die Granaten einschlügen. Wir gingen heimwärts.

Schwer trennte man sich von den Genossen; ein Jeder hatte das Gefühl, daß man beisammen bleiben, mit einander den Kummer tragen müsse. Endlich mußte man sich doch trennen.

Welch ein Anblick wird es sein, das Münster in Trümmern zu sehen? Wie unsäglich schmerzvoll wird der Einzug in Straßburg sein!

Mit der Zertrümmerung des Münsters ist allen Menschen, zunächst und vorzugsweise aber den Elsäßern, ein Wahrzeichen, ein Heiligthum geraubt, das ihnen eigen und gemeinsam war. Die Wiedervereinigung des Elsaßes mit dem deutschen Vaterlande — von Schwierigkeiten der herbsten Art begleitet, die nur die größte Bedachtsamkeit überwinden kann — erhält durch die Zertrümmerung des Münsters eine unwägbare Mehrung. Das große Ereigniß, die große Sühne für einen nun bald 200jährigen Raub — es ist entsetzlich, daß sie mit Niederlegung des Münsters bezeichnet werden muß; das ist ein schwarzer Markstein.

Nachmittags.

Ich komme von der Mundolsheimer Höhe. Beim ersten Anblick athmete ich freier auf. Da liegt Straßburg, wohl rauchen da und dort noch die Brandstätten, aber das Münster steht unversehrt da, der Thurm ragt frei in die Luft... Meine Befreiung sollte aber nicht lange dauern. Durch ein scharfes Fernrohr läßt sich deutlich erkennen, daß das Dach des Münsters ausgebrannt ist.* Welche grundmäßige Schädigung der Bau erfahren, läßt sich nicht sehen, vielleicht in Straßburg selbst noch nicht ermessen. So ist also tageshelle Gewißheit, was man noch immer nicht glauben mochte.

Was ist gegen diese weltgeschichtliche Zerstörung die Thatsache, daß noch ein Hopfenmagazin, eine Kaserne, viel Heu und Stroh, und das Findelhaus verbrannt sind? Das Alles läßt sich wieder herstellen, erneuern, aber das Münster?...

Es muß hart hergehen in der Stadt. Ein Parlamentär kam zu uns heraus, mit der Bitte um

* Es hat sich leider gezeigt, daß ich, so weit das aus solcher Entfernung möglich war, richtig gesehen hatte.

Verbandzeug für Verwundete, da 500 bis 600 Bürger schwer darnieder liegen und es an dem Nöthigen fehlt.

Unsere Truppen rücken weiter vor. Der Commandant Uhrich wollte von Anfang her und will auch jetzt noch nichts von einer Verhandlung wissen. Er hält sich auf dem rein militärischen Standpunkt, ohne Rücksicht auf die Stadt, die zu Grunde gehen mag. — Er will es darauf ankommen lassen, daß Bresche in die Festungswerke geschossen werde. Und dann? Ja, wer weiß, was dann noch eintritt. — Das Feuer geht von neuem los. Am Tage scheint es aber minder schauererregend als in der Nacht ... In der Nacht beschleichen sich die Menschen im Kriege, um einander zu tödten und um Feuer auszusenden in die Häuser. Und da träumen und denken wir von Civilisation ...

Man muß jetzt alles Denken zurückdrängen. Es ist Krieg, Krieg um eine deutsche Stadt.

Die Herbstsonne warf ein gelbes Licht, die Rauchwolken und die Stadt wie vergoldend! Welche neue Trümmer wird sie morgen zu bescheinen haben?

11.

Am 27. August.

Wenn der Regenbogen Tage lang am Himmel stünde, würde man nicht mehr nach ihm aufschauen — sagt das Sprüchwort. Erhabenes wie Grauenhaftes bringt bei fortdauernder Gewöhnung nothwendig Abstumpfung und Verhärtung hervor. Die hochgetriebene Gemüthsspannung ließe sich sonst nicht ertragen und gewisse Berufsarten bedingen eine bloß technische Handhabung und Betrachtnahme. So muß sich endlich Jeder, der mitten im Kriege steht, dazu bringen, nicht mehr ständig nach dem Bombardement auszuschauen und hinzuhören; man muß auch wieder an Anderes denken, während Knall auf Knall durch die Luft tönt. Vor Allem aber wäre es nicht zu ertragen, wenn man fortgesetzt der Phantasie gestattete, sich die Folgen der zerstörenden und tödtenden Geschosse concret vorzustellen.

Am Morgen wird wenig geschossen und auch Mittags nur in Pausen. Unsere Projektile müssen immer neu laborirt werden. Denn es war nicht in unserem Plan — wie das in moderner Zeit

bei Belagerungen sonst bräuchlich — durch fortgesetztes Schießen ununterbrochen Tag und Nacht den Feind nicht zu Ruhe und Besinnung kommen zu lassen und die Stadt niederzulegen. Wir wünschten vielmehr, daß der Feind zur Besinnung käme, und es dahin gelangte, daß die Stadt erhalten bliebe. Wir wollten ihm vor Allem unsern Ernst zeigen. Es hat nichts gefruchtet. Jetzt wird hauptsächlich nur gegen die Festungswerke gefeuert. Das tönt noch gewaltiger.

Ich war heute Mittags wieder auf der Mundolsheimer Höhe, wo jetzt ein Observatorium für die Stabsoffiziere gebaut wird. Die Landschaft und die Stadt mit ihren rauchenden Bränden lag im hellsten Herbstsonnenschein, und drüben die Kette der Schwarzwaldberge zeigte scharf ihre Höhen und Tiefen. Hoch oben lagerte eine langgestreckte Wolkenbank, in die der Rauch von den Brandstätten zerfloß. Von unserer Seite — zumal aus einer Batterie, die in einem Hopfenacker stand — und aus der Festung wurde nur ab und zu gefeuert. Man hörte keinen Knall, man sah nur das Aufsteigen rascher Wölkchen aus den Geschützen. Plötz-

lich erhob sich ein scharfer kalter Wind: die Landschaft verdunkelte sich, ein Gewitter zog heran. Das blitzte und knatterte doch noch ganz anders als aus den höchst vervollkommneten Werkzeugen der Artillerie.

Wird man auch jetzt noch unten auf der Erde gegen einander feuern?

Pah! Was fragen jetzt die Menschen nach dem Naturleben.

Aus der Festung wird, während oben der Donner rollt, hastig gefeuert, und sieh da! es ist gelungen, einen neuen Brand zu entzünden. In der Ruprechtsau steigt eine neue Brandwolke auf und bald lodert die Flamme empor.

Das Wetter hellte sich rasch wieder auf und im goldenen Sonnenschein lagen wieder die Weinberge und die Felder der Ebene, und drüben tauchte in frischen Farben der Schwarzwald auf. —

Kennen Sie das Ketzerwort, mit dem man leider im Frieden vielfach das tiefere Empfinden in Bann that, und das jetzt im Krieg besonders verpönt ist? Es heißt Sentimentalität.

Man hat in der Gegenwehr gegen Ueberschwänglichkeit das Wort angewendet, aber auch viel echt

Gesundes damit in die Acht erklärt. Jetzt im Krieg darf man ja nichts davon verlauten lassen, daß die Menschen noch zu Anderem auf die Welt gesetzt sind als einander zu tödten, und dann etwa barmherzig die Wunden der noch nicht ganz Getödteten zu heilen . . .

Die Bauern führen Kraut und Klee heim. Mitten in allem Elend muß doch gelebt werden. Die Männer schauen selten aus nach dem Schießen der Belagerer und aus der Stadt, die Frauen und Mädchen aber stehen da und dort hinter Hecken, schauen aus und klagen auf. Eine Unzahl von Schwalben schwirrt in der Luft umher und — was sonst gar nicht ihre Art — viele sitzen auf niedrigen Hecken, lassen sich von den Soldaten fangen, die sie dann wieder zum Scherz fliegen lassen. Es sind wol die Schwalben, die in der Stadt bei den Bränden nestlos geworden. Und nun gar erst die Menschen! —

Es geht das Gerücht, daß in einem einzigen Erziehungs-Institut viele junge Leute — ich mag die Zahl nicht hersetzen — verbrannt seien. Welch eine große Zahl von Todten und Verwundeten in

der Stadt sein muß, davon gibt ein neuer Parlamentär des Festungscommandanten Zeugniß. Heute kam abermals ein solcher ins Hauptquartier und bat aufs Neue um Verbandzeug für 300 verwundete Bürger. Es wurde ihm alles Nothwendige gegeben, und auch ein von Paris angekommener, von einem Geistlichen überbrachter Medicinkasten, wofür wir Eis aus der Festung erhielten.

Der Edelmuth wird nachgerade zur moralischen Flickschneiderei. Der Commandant Uhrich zwingt Tausende in den Tod, und dann ist er barmherzig und ruft unsere Barmherzigkeit an zur Heilung der Verwundeten. Wie die Pflanzungen des Feldes, so zerstampft der Krieg auch die Pflanzungen der Moral bis zur Unkenntlichkeit.

12.

Am 28. August.

Wieder ein Sonntag ohne Glockenton. — Ich war in der Kirche. Nur wenige Männer, aber viele Frauen fanden sich ein; sie waren Alle in der Tracht, wie sie ganz gleich im badischen Oberland ist: sie trugen die breite Haube von schwarzen Maschenbändern (hier Buschen genannt) auf dem Kopfe.

Der Kopfputz der Frauen verschwindet immer zuletzt bei der Wandlung der Volkstracht.

Ich saß auf dem Empor bei der Orgel. Eine Reihe Soldaten, meist Landwehrmänner, saß drunten mit dem Gesangbuch in der Hand.

Beim ersten Klang der Orgel fing ein neben mir sitzender Bauer bitterlich zu weinen an. Ich wollte mit in sein Gesangbuch einsehen; er reichte es mir, winkend, daß ich es nur allein behalten solle. Er preßte die Lippen zusammen und weinte fort und fort und trocknete mit einem rothgewürfelten Taschentuch seine Thränen.

Wie lange waren wir eifrig bedacht, in das Leben der Einzelnen einzudringen — jetzt bewegt sich vor unsern Augen Alles in Massen, auch das Elend. Aber solch ein einzeln weinender starker Mann!...

Bald nach dem Einleitungsgebete des Pfarrers, der mit volltönender Stimme um Frieden bat, trat ein Soldat in den offenen Gang zwischen den Frauensitzen und winkte den Soldaten; sie standen auf, sprachen noch still, ein Jeder sich auf den Helm niederbeugend, ein Gebet, dann verließen sie die Kirche.

Nicht nur hier in der Kirche, sondern überall, auf Weg und Steg, im Quartier und sogar bei den Marketenderwagen zeigt sich ein Ernst, eine männliche Haltung der Soldaten aller Waffengattungen, von Nord und Süd, ganz übereinstimmend mit der sittlichen Aufgabe, welche diesem Kriege gestellt ist. Nirgends auch nur eine leiseste Spur jener Frivolität, von der wir aus dem französischen Lager Bericht erhalten. Und, was noch besonders zu erwähnen ist, keinerlei Prahlerei und Ueberhebung. Seitdem die Preußen ein Recht haben, stolz zu sein, sind sie nicht mehr eitel und auftrumpfend. Die hohe Stimmlage der Nordländer läßt dem Ungewohnten nur ihre Anrede viel schärfer und befehlerisch klingen, und jetzt gar im Kriege, wo man durch Zurufe Ordnung schaffen muß, schallt der Ton noch viel höher.

Als nun der Pfarrer im Eingang seiner Rede von dem Elend der vergangenen Woche sprach, entstand Schluchzen und Weinen unter den Frauen, daß man kaum das Wort hörte, und dazwischen drang der dumpfe Ton der Geschosse von draußen.

Der Krieg kümmert sich nichts um das Ge-

witter am Himmel und nichts um den Sonntag im Kalender.

Es predigt sich schwer während die Kanonen donnern, und was läßt sich in solcher unmittelbaren Bedrängniß zur Fassung der Gemüther sagen?

Es kämpfen zwei Mächte in der Geschichte: die Menschenliebe und die wilde rohe Gewalt. Diese ist nur organisirt im Kriege. Wir Alle, die wir — der Eine da, der Andere dort — an der Herrschaft des Geistes arbeiten, wir stehen machtlos und, was noch schlimmer ist, zweifelnd an der Macht des Geistes. Muß immer wieder durch die rohe Gewalt entschieden werden? . . .

Die französische Regierung hat auch die Gesangbücher gestempelt; alle sind auf der Rückseite des Titels mit dem rothen Stempel bedruckt: „Confession d'Augsbourg," und die Umschrift: „Directoire du Consistoire général."

Gesangbuch und lutherische Bibelübersetzung bleiben doch zwei mit keinerlei Staatskunst zu verschüttende Quellen des Deutschthums.

Ich glaube nicht, daß ich noch lange hier bleibe, die Zerstörung von Straßburg mit anzusehen.

Lassen Sie mich daher noch einige Wahrnehmungen und Wünsche aussprechen.

Die Eigenschwere der bewegten Thatsache führt aller Voraussetzung nach diesen Krieg zu einem Ziele, das wir kaum hoffen durften. Das Elsaß muß wieder deutsch, geraubtes Gut heimgebracht und die Grenze so geordnet werden, daß wir nicht ewig vor der Kriegsbefürchtung stehen. Wie das Alles gestellt werde, mögen die Diplomaten ausmachen. Aber die Elsäßer müssen wir gerecht verstehen lernen.

Es ist nicht die Schuld der Elsäßer, es ist unsere Schuld, daß sie seit bald zweihundert Jahren uns entfremdet sind. Sie haben ein Recht, nicht nur gerecht, sondern auch mild und mit besonderer Einsichtnahme in ihre Eigenthümlichkeiten behandelt zu werden. Der Vorwurf, daß sie sich selbst preisgegeben und an die Fremde weggeworfen, trifft sie nicht in der Weise, wie er oft gemacht wird. Jahrhunderte lang vom Vaterland abgerissen, erlahmt endlich die Opposition gegen das Fremdartige, zumal wenn das Vaterland so zerrissen und in sich geschwächt erscheint. Jede Fremdherrschaft wirkt

corrumpirend. Erlischt erst einmal die scharfe Gegenwehr, der Widerspruch, und wird er zur Gefügigkeit, dann erscheint die Abtrünnigkeit vom eigenen Wesen gern als Befreiung. Man redet sich ein, die Besonderheit sei Bornirtheit; man sucht die Vorzüge des Fremden hervor. Der Rest der Selbstachtung, der im letzten Verschluß des Individuums verbleibt, sucht sich sophistisch zu verkehren, und macht die sonst unerträgliche Unterjochung zu einer gewissen freigewählten Selbstbestimmung.

Die Elsäßer sagten sich: das Französische mag das Bessere sein, weil es das Mächtigere ist, und noch dazu das Vornehmere war es ja immer bis auf den heutigen Tag.

Der Elsäßer, der das Deutsch nur in seinem Dialekte spricht, erscheint vor sich selbst vornehmer, wenn er sich französisch ausdrückt. Und war's denn nicht auch bei uns im Vaterlande so? Ist es z. B. je denkbar, daß eine englische oder französische Frau sich rühmen dürfte: ich lese nichts in meiner Muttersprache, sondern nur in der und jener, wie das bei uns in Deutschland so vielfach gäng und gäbe?

Ich habe die Elsäßer früher, bei längerem Auf-

enthalt in Straßburg und Zabern, und jetzt wieder in diesen Tagen inmitten der Aufregung, wo sich alle Gemüther erschließen, kennen gelernt. Es ist — und das ist hoch anzurechnen — ein tiefer deut-scher Zug noch in frischer Kraft in ihnen. Politisch sind sie zu Frankreich hingewendet, nicht nur durch die vormalige Ruhmesgröße, sondern wesent-lich durch das Bewußtsein der Gleichheit, der Offenhaltung zu allen Ehrenstellen für Jeden. Das hat ihnen auch der neue Na-poleon nicht angetastet, obgleich sie die schlechte Wirthschaft wohl erkennen und gebührlich verachten. Das muß vor Allem im Auge behalten werden bei der Wiedervereinigung mit Deutschland.

In der langen Verfremdung von ihrem eigenen Wesen haben die Elsäßer freilich auch Schaden ge-litten an ihrer Seele. Es hat sich vielfach etwas in ihnen erzeugt, was man in doppeltem Sinne Zweizüngigkeit nennen könnte.

Das Gemüth, hineingestellt zwischen zwei feind-liche und doch verbundene Gewalten, deutsch und französisch, wovon dieses doch die Macht hatte, mußte eine Schädigung und innere Unsicherheit erfahren.

Eine gewisse Scheu und Hinterhaltigkeit, ein Lauern auf die Gesinnung und nach dem Munde reden, ist nicht bloß Folge der Erschrecktheit durch den jetzt brennenden Krieg.

Die Elsäßer waren seit fast zwei Jahrhunderten von den Franzosen in einem geistigen Belagerungszustande gehalten. Solch ein Verhältniß dringt zuletzt verderbend in den Urbestand der Seele.

Es ist daher höchste Zeit, die Elsäßer nicht nur von der Fremdherrschaft, sondern auch von dem drohenden Verderbniß zu befreien.

Die Wiedervereinigung mit Deutschland ist nicht nur eine politische, sondern auch in gewisser Weise eine sittliche Restitution.

Daß diese ohne Ueberhebung und gewaltsames Dreinfahren geschehe, daß wir vielmehr die Elsäßer hochachten, weil sie so lange unter den schlimmsten Einflüssen einen guten Kern bewahrt, das muß der Wunsch und die eifrige That aller Vaterlands- und Menschenfreunde sein.

Wie arg man gegen das Deutsche hauste, davon noch ein kleines Beispiel.

In der Schule durfte der Lehrer bei Gefängniß-strafe kein Wort Deutsch mit den Kindern sprechen, und den Kindern ist unter sich auf der Straße das Deutschreden verboten. Nun sind die Körperstrafen untersagt. Was thut der Lehrer hier im Dorfe? Er ist erfinderisch. Ein Kind, das in der Schule ein Wort Deutsch spricht, muß wo es geht und steht, ein an eine Schnur gebundenes Brett tragen, und das so lange, bis es ein anderes Kind auf der Straße findet, das Deutsch spricht, dann bekommt dieses das Brett an der Schnur u. s. w.

Der Sprachenzwang führt zur Denunciation schon bei Kindern!

Ist es nicht hoch zu achten, daß da doch noch deutsches und sittliches Wesen herrscht?

Was ich Ihnen hier erzähle, ist allbekannte Thatsache hier im Dorf, und bestand bis zu unserem Einzug. Jetzt möchte der Lehrer freilich sehr deutsch thun.

Die von Preußen gesendeten Civilcommissäre — Graf Bismarck-Bohlen und Graf Henckel, die als humane Männer gelten, der letztere auch als liberal bekannt — haben schon zu ihrer ersten Aufgabe, den

Elsäßern zu zeigen, daß wir sie befreien und mild und verständnißvoll behandeln.

Meine Bemerkungen hier gelten zunächst und wesentlich der landbauenden Dorfbevölkerung, deren wirthschaftliche Interessen noch vielfach mit Deutschland verbunden sind. Ein Anderes ist es mit den Fabrikarbeitern, die großentheils aus Frankreich stammen, und mit den Fabrikanten, welche die Concurrenz mit Deutschland fürchten. Ich kann hierüber nicht urtheilen und keine Maßnahmen bezeichnen.

Nur das darf auch nicht vergessen werden, daß im Elsaß die Juden, die hier zahlreich wohnen, ein wichtiges Element sind. Sie sind — und sie setzen einen großen Stolz darein — seit einem Jahrhundert vollkommen gleichberechtigte Bürger, und das in der That, und nicht, wie in Deutschland in neuerer Zeit vielfach, nur im geschriebenen Worte.

Die Erhaltung des Rechtsbestandes ist ein erstes Erforderniß. —

Ich habe fast vergessen, Ihnen noch von dem weinenden Bauern in der Kirche zu erzählen. Ich fragte ihn beim Ausgang, er klagte über die all-

gemeine Noth, er hatte aber noch eine besondere. Ein Bruder von ihm war mit einer Frohnfuhre hier im Wagenpark. Seit zwei Tagen hat er sein Fuhrwerk heimgeschickt, er ist krank, es ist aber nicht zu erforschen, wo er liegt.

Die Strapazen der Soldaten sind groß, aber die Bauern, welche die Frohnfuhren leisten (aus den benachbarten deutschen Ländern wie aus dem Elsaß), müssen gewiß nicht minder leiden. Wochen lang Tag und Nacht draußen sein, allerdings gut genährt, aber nicht in der gewohnten alten Ordnung, und dazu gering bekleidet — man hört viel Jammer und Elend, aber wer kann helfen?

Ich war vergangene Nacht nicht draußen, um das Bombardement mit anzuhören. Wie ich höre, wird nicht blos aus strategischen Gründen bei Nacht am meisten gefeuert, sondern auch weil es in der Nacht mehr Schrecken verbreitet und zur Nachgiebigkeit zwingen soll. —

Die Kriegskunst nimmt auch die Psychologie zu Hülfe, wenn sie ihr dient. . . .

Am Himmel war wieder eine große rothe Gluth weithin verbreitet.

Heut ist Goethe's Geburtstag. Ich wollte mir zum Nachlesen seine „Wahrheit und Dichtung" und Arnolds „Pfingstmontag" borgen, ich fand sie nicht, auch bei Gebildeten und Gelehrten nicht. Außer Gesangbuch und Bibel findet man kaum ein deutsches Buch, nur Hebels „Allemannische Gedichte" fand ich schon mehrmals.

Wie viel hat uns Goethe von Straßburg erzählt, wo er, gerade jetzt vor hundert Jahren, mit Herder und den anderen Genossen lebte. Er hat nie davon gesprochen, daß Straßburg wieder zu Deutschland gehören müsse. Wo war damals Deutschland? Und Goethe war kein politischer Mann. Wir sind jetzt gewiß über die Zeit hinaus, da man ihm dies zum Vorwurf machte.* Wenn Straßburg, wenn das

* Ich sehe nachträglich, daß der Vorwurf gegen Goethe auch in der gegebenen Beschränkung nicht gerecht war; er hat in seiner Weise die Zugehörigkeit des Elsaßes zu Deutschland ausgesprochen. Aus vielen Stellen hier nur eine: „Elsaß war noch nicht lange genug mit Frankreich verbunden, als daß nicht noch bei Alt und Jung eine liebevolle Anhänglichkeit an alte Verfassung, Sitte, Sprache, Tracht sollte übrig geblieben sein. Wenn der Ueberwundene die Hälfte seines Daseins nothgedrungen verliert, so rechnet er sich's zur Schmach, die andere Hälfte freiwillig aufzugeben: er hält daher an Allem fest, was ihm die vergangene gute Zeit zu-

Elsaß wiederum zu Deutschland gehört, werden die Einwohner der Stadt und des Landes auch die Geistesfrucht Goethe's genießen. Das Haus, in dem er als Student wohnte, die Straßen, welche er uns schilderte, da ist jetzt vielleicht Verwüstung. Hoffentlich bauen wir sie wieder neu auf zu neuem deutschem Leben.

13.

Am 30. August.

Die vergangene Nacht war eine schwere. Wir wußten, daß an der zweiten Parallele gearbeitet

rückrufen und die Hoffnung der Wiederkehr einer glücklichen Epoche nähren kann. So faßten auch wir den Entschluß, wie die Einwohner von Straßburg, uns mehr als bisher mit Gewalt und Ernst der Muttersprache zu widmen und an unserm Tische ward nichts wie Deutsch gesprochen. Von der Sprache wendeten wir uns zu den Staatsverhältnissen. Zwar wußten wir von unserer Reichsverfassung nicht viel Löbliches zu sagen; wir gaben zu, daß sie aus lauter gesetzlichen Mißbräuchen bestehe, erhoben uns aber um desto höher über die französische gegenwärtige Verfassung, die sich in lauter gesetzlosen Mißbräuchen verwirre, deren Regierung ihre Energie nur am falschen Orte sehen lassen und gestatten müsse, daß eine gänzliche Veränderung der Dinge schon in schwarzen Aussichten öffentlich prophezeit werde. Blickten wir hingegen nach Norden, so leuchtete uns von dort Friedrich, der Polarstern, her, um den sich Deutschland, Europa, ja die Welt zu drehen schien."

wird. Vom einbrechenden Dunkel an arbeiteten 4000 Mann, um sich mit den Geschützen einzugraben; um Mitternacht wurden sie von andern 4000 abgelöst.

Wir waren auf schwere Verluste gefaßt, und Alles war zur Aufnahme der Verwundeten bereit gestellt. Die gefährlichste Arbeit der Belagerung war zu vollziehen: es galt, einen Wall aufzuwerfen, ohne Schutz als den der Schanzkörbe, und die Eingrabenden müssen die Waffen hinter sich legen, und unser Geschütz kann ihnen keine Deckung geben. Wie man mir sagt, feuert da in der Regel der Belagerte lebhaft und macht seine Ausfälle.

Jetzt erfahren wir, daß die Belagerten weder geschossen, noch einen Ausfall gemacht haben, und unsere schwierigste und wirksamste Arbeit ist glücklich vollendet. Man nimmt nun an, daß die Belagerten in solcher Verfassung sind, den fünften Akt des Drama's, der freilich noch sehr blutig sein wird — wenn man so sagen kann — correct sich abspielen zu lassen. Wenn das Glacis bekrönt, wenn die Etablirung der Bresche-Batterien vollzogen ist, dann muß die Festung sich ergeben. Und das kann muthmaßlich vielleicht schon in wenigen Tagen geschehen.

Mittags.

Das sind die letzten Kriegsnachrichten, die ich Ihnen jetzt von hier aus mittheile. Ich habe Veranlassung, nach dem Vaterlande zurückzukehren. Ich hatte mir es als ein Sühnefest erwünscht, mit in Straßburg einzuziehen. Jetzt wäre aber wol nur Jammer und Elend zu schauen, denn Noth, Krankheit, Brand und Verwirrung herrscht in der vormals so heiter-schönen Stadt.

Es wird nach dem Einzuge der Unsrigen viele Wunden zu heilen und großes Elend zu lindern geben.

14.

Aus dem badischen Oberlande, 31. August.

Ein unvergeßliches Stück Kriegsleben in einem der größten Wendepunkte deutscher Geschichte habe ich mit erlebt, und nun, in dem so gefährdeten und glücklicherweise vom Kriege verschont gebliebenen Lande, kommt man sich wie in einer andern Welt vor. Freilich hört man auch hier noch den Geschützesdonner von Straßburg, aber nur von ferne, und der Stammgast drunten in der Wirthsstube hat seine Uhr neben sein Bierglas gelegt und zählt, wie

viel Bummen (Bomben) in der Minute abgefeuert werden.

Auf meiner Fahrt hierher fand ich überall gehobene Stimmung. Es ist eine Befreiung von einem althistorischen Druck und von neuen grausenhaften Schrecken über die Menschen gekommen.

Was wäre aus uns geworden, wenn die Turkos u. s. w. als bewaffnete Wüthriche zu uns gekommen wären?

Was wir auch für die Hinterbliebenen der Gefallenen und für die Verwundeten thun, es wiegt nie die Opfer auf, welche uns auferlegt worden wären — das ist allgemeine dankerfüllte Stimmung.

Wunderlicherweise sprechen aber auch Einzelne, die von weiter her kommen, ihre Ungeduld aus, daß man nicht schärfer vorgegangen und in ein paar Tagen ganz Straßburg in Asche gelegt habe; ja, ich hörte Einen sagen: „Ein einzig Menschenleben ist mehr werth als die Erhaltung des Münsters.“ Das sind Kundgebungen des unklaren Zornes und der in der Ferne noch gespannten Aufregung, die sich bald und leicht berichtigen werden.

Auch über die Abgrenzung Deutschlands gegen Frankreich gehen die Wünsche sehr weit. Es wird sich aber zeigen, daß, je reiner der Proceß der Wiedervereinigung des Elsaßes mit Deutschland vollzogen wird, er um so mehr in seinem innern politischen und sittlichen Bestande sich bethätigt.

Jenseits des Krieges — und wir sind hoffentlich bald in diesem Jenseits — gilt es, die neue Tapferkeit im Positiven zu erweisen. Wir haben auch eine neue Parallele zu ziehen. Der bewährten deutschen Ausdauer im Kampfe muß die gleiche Ausdauer in Liebe und Versöhnung entsprechen."

So weit die veröffentlichten Briefe.

Ich verließ das Lager.

Eine chirurgische Operation kann nothwendig sein, wer aber nicht Mediciner von Beruf, ist nicht verpflichtet, das mit anzusehen.

Als ich einmal von maßgebender Stelle vor einem Plane der Umgebung Straßburgs sagen hörte: „Diese beiden Dörfer müssen abgeräumt werden ..." Abgeräumt! Wie man etwa Gerümpel

aus dem Wege schafft, — ich gestehe, es überfröstelte mich. Ich habe mein Lebenlang mich in das Einzelleben zu vertiefen gesucht, ich wußte wohl, daß im Kriege der Einzelne und eine Gesammtheit nur Material ist, förderlich oder hinderlich, aber zwei Dörfer abräumen! Es ist gewiß nöthig, aber ich konnte nicht die Hunderte von Existenzen vergessen.

Ich weiß wohl, man wird das Sentimentalität nennen, aber nicht Alles, was die Starkgeister damit bezeichnen, ist verwerflich.

Wir hatten gehofft, auf die Gewinnung der Gemüther zu wirken. Ich hatte aber schon auf meinem Wege hieher wahrgenommen, daß jeder Einzelne fast einer Festung gleicht, mit der es kaum eine Verständigung gibt. Und das hatte ich jetzt in Wirklichkeit an einer Festung wahrgenommen.

Es gibt auch mit den Unbewaffneten rings im Lande umher keine Verständigung, kein Gewinnen der Sinnesweise, so lang die Kanone tönt. Man kann nicht gleichzeitig mit den Waffen erobern und durch Ueberzeugung gewinnen. Vor oder nach Erhebung der Waffen läßt sich auf Erkenntniß hin-

arbeiten und Erfolg hoffen. Spricht aber die ultima ratio — die nur ironisch so genannt wird — dann spricht eben kein Vernunftgrund mehr, sondern die bloße Gewalt; dann muß das Wort, das die Offenbarung des Geistes ist, zurücktreten.

Wer nicht hören will, muß fühlen.

Die Franzosen ließen sich nicht überzeugen, daß sie kein Recht haben, sich in deutsche Angelegenheiten zu mischen. Da der böse Wille unzugänglich war für jede Verständigung, so blieb nichts übrig, als diesen bösen Willen mit Gewalt zu brechen.

Nun der Austrag des Kampfes den Waffen anheimgegeben, ist das Wort, das gesprochene und das geschriebene, verfrüht oder verspätet.

Ein wundersames Ereigniß, ja ich darf sagen, eine Herzbewegung ohne Gleichen ward mir auf meiner Heimkehr, als ich mit einem schwäbischen Landsmann auf der Fähre bei Auenheim nach dem jenseitigen Ufer übersetzte.

Wohl ein Dutzend badischer und preußischer Landwehrmänner mit einem Unteroffizier hatten die Wache

auf der Fähre. Als wir nun auf dem Rheine still dahin glitten, stimmten die Landwehrmänner und die Fährleute das Elsaß-Lied an.

Ich darf sagen, ich empfand eine erschütternde Herzensfreude, als ich so meine Worte von den Lippen meiner Volksgenossen auf dem Rheine hörte.

Das Lied wird nicht, wie ich mir's gedacht hatte, beim Einzuge in Straßburg gesungen werden. Wer möchte unter den Trümmern singen? Aber es wird doch Zeugniß geben von unserer Stimmung, jetzt und später.

Als wir drüben dem Damme entlang fuhren, wo kein Rädergeräusch vernehmbar war, sang eine Frau, die oben auf dem Damme neben unserem Gefährte herging, fort und fort das Lied mit tief bewegter Stimme.

Es war eine Mutter aus meiner schwäbischen Heimath, die in weitem Kreise um die Festung umher wandelte und Alles versuchte, um ihre Tochter, die drin in Straßburg verheirathet war, mit den Kindern zu retten; ihr Sohn war bei ihr, jetzt aber auf der Wanderung, um Jemand zu finden, der der Schwester Nachricht brächte oder sie heraus rette.

Ich hatte das Glück, der Frau einen hülfreichen Weg bahnen zu können.

Ich erreichte die Eisenbahn in Kork.

Wie eine vergessene Welteinrichtung erschien es, daß es noch so bequem eingerichtete gepolsterte Wagen gibt, daß noch eine Locomotive rollt und die Abfahrtszeit auf die Minute gestellt ist.

Weiter ging's in die Lande hinein, wo man den Kriegslärm nur noch von ferne vernahm. Aber hier war vielfach der Kriegszorn heftiger als bei den Kämpfenden. Die Ungeduld, daß das widerspenstige Straßburg noch nicht in unseren Händen, ließ die härtesten Maßregeln wünschen.

Als ob man von einem anderen Planeten wieder auf die Erde gekommen wäre, so erschien dem Heimkehrenden das Leben und Treiben. In den Straßen der Städte wandeln Frauen in sommerlichen Kleidern und federgeschmückten Hüten; auch Kinder sah man und erst jetzt wurde man gewahr, daß in den Dörfern, wo die Truppen lagerten, fast gar keine Kinder zu sehen waren.

Die Welt besteht nicht blos aus Männern in Uniformen.

In den Gasthöfen bedienen noch schwarzbefrackte Kellner, die Tische sind weißgedeckt, mit Blumen geschmückt; es wird natürlich auch vom Kriege gesprochen, und es gibt sich fast ein Unwille kund, wenn nicht mindestens zweimal täglich von großen und natürlich siegreichen Ereignissen berichtet wird. — Ich war doch wenig mehr als zwei Wochen draußen im Lager und die heimische Welt ist mir so fremd. Wie wird es erst denen ergehen, die aus ständiger soldatischer Anspannung erst nach Monaten heimkehren? . . .

Kein Geschichtschreiber wird die gleichzeitigen Seelenbewegungen von draußen und daheim je vollauf in Eins fassen können.

---

16. September 1870.

Antwort eines Deutschen an den Franzosen Victor Hugo. *

Ich kann nicht voraussetzen, daß Sie ein kurzes schlichtes Wort gelesen haben, das ich beim Beginn

* Ich füge hier das Obige, das ich zuerst im „Buch der Welt" abdrucken ließ, als zur Zeitstimmung gehörig bei.

des jetzt im Ausbrennen begriffenen Krieges an meine Landsleute gerichtet habe.

Es war ja immer so.

Wir Deutschen haben ständig mit Aufmerksamkeit die Kundgebungen der Franzosen in Betracht genommen, die Franzosen aber — sie haben weder unsere Stimmung im Frieden noch im Kriege erkennen wollen.

Paris ist jetzt belagert. Es ist sehr fraglich, ob das Wort eines Berufsgenossen zu Ihnen dringt. Lassen Sie sich aber sofort sagen: Paris hat sich selber immer in Belagerungszustand versetzt, hat kein fremdes Wort der Verständigung zu sich dringen lassen, immer nur sich selbst gehört, und Sie, Herr Victor Hugo, sind selbst in der Verbannung ein eminentes Beispiel dieser Selbstgefälligkeit geblieben. Sie hören nicht auf Worte, sehen nicht auf Thatsachen.

Das werde ich Ihnen beweisen.

Ich darf freilich nicht hoffen, Sie zu bekehren. Ohne Concilsbeschluß sprechen Sie im Bewußtsein der Unfehlbarkeit; Sie werden die Erlösung vom Irrthum von sich weisen. Aber vor der Welt soll

gezeigt werden, wohin die Prestige-Anmaßung sich wagt. Inmitten des Krieges soll Verwahrung eingelegt werden und noch nach ihm soll ein Zeugniß bestehen gegen Fälschung der geschichtlichen Thatsachen und Verkehrung der einfach natürlichen Empfindung.

Sie rufen uns an als das „Volk der Denker". Sie glauben vielleicht noch, daß solch ein gönnerisches Lob uns höchlichst beglücke. Sie irren sich. Wir sind das Volk der sittlichen Energie gegen Verkommenheit. Nicht zu Ihrem Vortheil rufen Sie die Denkkraft in uns an. Diese zerstört vor Allem die Macht der Phrase.

Sie und Ihre wiedererwachten Volksgenossen wenden vor Allem Ihre Verwerfung gegen Napoleon.

Wissen Sie, welches der verderblichste Tyrann der Franzosen ist? Die Phrase. Napoleon selbst wurde gewählt, weil sein Name eine Phrase war, und er herrschte durch dieselbe.

Befreien Sie Ihr Volk von der schimmernden hohlen Phrase! Aber freilich, da müßten Sie zuerst sich selbst davon befreien.

Sie sagen — und das ist der Kernpunkt Ihres

Briefes, wenn man den weitbauschigen Talar von großen Worten abreißt — Sie sagen: Paris ist die hochheilige, allen Menschenkindern unverletzliche Stadt des modernen humanen Geistes.

Vielleicht ist in Wirklichkeit ein psychologisches Phänomen in Ihnen, daß Sie in Paris eine Stadt von zwei Millionen Aposteln sehen und auch uns das glauben machen wollen, so daß die vor Paris stehenden Krieger vor diesem kolossalen Jerusalem, wie einst die Kreuzfahrer im gelobten Lande, anbetend niederknieen sollten.

Und wenn Ihre Erwartung sich nicht erfüllt, dann rufen Sie den Schwefel- und Pechregen über die gottlosen Verblendeten herab und prophezeien ihnen ewige Schmach. Sie schüren und übersteigern noch die Anmaßung des Prestige und bannen sie in eine Stadt und hetzen sie zu Ungeheuerlichkeiten auf.

Sie sprechen von Noth und Elend und Jammer in der Stadt und vergessen der Tausende und Tausende deutscher friedsamer Familienväter, die zur Abwehr französischer Anmaßung in Noth und Tod in fremde Lande ziehen mußten.

Sie nennen Paris die Heimstätte Aller aus allen Nationen.

Und das sagen Sie, während Tausende und Tausende redlicher deutscher Arbeiter, mit einer Barbarei ohne Gleichen, durch ein von der Volksvertretung votirtes Gesetz und unter Mißhandlungen des Pariser Pöbels hülflos aus ihren Werkstätten vertrieben sind, wo sie emsig dem Pariser Gewerbfleiß dienten?

Wir Deutsche haben keine Vergeltung geübt. Wir rühmen uns dessen nicht. Wir gehorchten einfach dem Gebote der Humanität, und diesem sind unsere Soldaten treu untergeben, auch wenn sie in Paris einrücken.

Sie, Herr Victor Hugo, haben sich Achtung verdient, indem Sie während der Herrschaft der Napoleonischen Corruption fest und unbeugsam im Exile lebten — aber, heimgekehrt in Ihr Vaterland, erneuern Sie die Corruption der schmeichlerischen Phrase.

Sie hatten die Pflicht zur streng sittlichen Mahnung, aber was thun Sie? Sie vertuschen und schminken das Laster.

Die Napoleonische Corruption hätte nicht so weit ein im Grunde edles und hochherziges Volk anfressen können, wenn man ihm nicht — wie Sie nun auch wieder in Ihrem Briefe — durch bewußten lügnerischen Aufputz seine eigene wirkliche Gestalt unkenntlich gemacht hätte.

Wenn Napoleon vor Sedan betheuert, daß er durch die öffentliche Meinung des französischen Volkes zu diesem Kriege gezwungen worden, so ist das wahr, obgleich es der Lügner gesagt. Er hat freilich dabei verschwiegen, daß er der Schürer dieser öffentlichen Meinung, der Gier nach den Rheinlanden und der Scheelsucht über das Gedeihen eines Nachbarvolkes war. Und noch heute begehen Sie, Herr Victor Hugo, die Sünde, das Dogma zu erneuern, das da heißt: Ich, das französische Volk, bin das Volk der Menschen-Idee. Es soll kein anderes Volk neben mir in seiner Selbstehre bestehen.

Nach einem Siegeszuge ohne Gleichen in der Geschichte — wobei die Manneszucht und humane Bedachtnahme strenge innegehalten wurde — ich selbst war dessen Zeuge vor Straßburg — stehen nun unsere deutschen Heere vor Paris.

Sie, Herr Victor Hugo, rufen uns Halt zu, denn Paris sei die unverletzliche Offenbarungsstätte des Menschheitsgeistes.

Es ist schon an sich ein Widersinn, den Geist an eine bestimmte Oertlichkeit zu bannen. Jedes Dorf, das seine Schule hat, in welcher die Gesetze der Menschenliebe gelehrt werden, ist nicht minder heilig und unverletzlich als Paris. Denn die Größe besteht nicht in der Anhäufung der Macht, sondern in der Reinheit und Tiefe des Gedankens.

Aber fragen Sie sich einfach: hätten die französischen Waffen gesiegt, wie wär's dann?

Wir Deutsche haben keine einzelne Stadt, die eine Concentration des aus uns erstandenen Geistes ist. Wir freuen uns dessen, daß es so. Aber hätten die siegenden französischen Soldaten (ich rede nicht von den Turkos 2c., ich erkenne an, daß auch Sie beschämt davon schweigen), hätten die von der Bildung getragenen französischen Soldaten sich zurufen lassen: Haltet ein vor Wittenberg, der Stadt Luthers; vor Berlin, der Stadt Humboldts; vor Königsberg, der Stadt Kants; vor Weimar, der Stadt Goethe's, Schillers, Herders; vor Braun-

schweig, der Stadt Lessings u. s. w.? Sie und Ihre Landsleute hätten solchen Haltruf gewiß lächerlich gefunden.

Statt den Unsrigen Halt zuzurufen, war es Ihre Aufgabe, Herr Victor Hugo, den Ihrigen zuzurufen: Oeffnet die Thore von Paris! Laßt diejenigen, die wir gezwungen haben, über Ströme Blutes hieher zu dringen, ruhig einziehen; laßt uns, vertrauend auf ihre Bildung und Sittlichkeit, Frieden mit ihnen schließen. Hätten Wir gesiegt, wir hätten unbedingt unter Zustimmung aller Parteien die Rheinlande zu Frankreich geschlagen. Nun es anders gekommen, müssen wir die geraubten Provinzen Elsaß und Lothringen, deren Rechtsanspruch nie verjährt, uns in den Gang der Geschichte fügend, dem Mutterlande wieder anheim geben. Fortan sei kein Blutvergießen mehr, denn jeder Tropfen Blutes, der noch vergossen wird (wie Herr Uhrich sagt, nutzlos, aber um dem Feinde Achtung abzuzwingen), schreit zum Himmel auf als ein Opfer der Eitelkeit und Selbstüberhebung.

Das war Ihre Sprache, wenn Sie der Wahrheit und Humanität in treuer Aufrichtigkeit hätten

gehorchen und alle eitle Selbstbespiegelung in rhetorisch zugespitzten Antithesen hätten abthun können.

Im schnell rollenden Gange der Zeit kann es vergessen werden, darum sei es noch einmal erwähnt. Hätten die Franzosen gesiegt, die Cultur Europa's wäre in Frage gestellt. Nun der Sieg unser, ist der Bestand der Cultur aufs Neue gefestigt, und in ihr und aus ihr gilt es, das entsetzliche Elend zu lindern und zu heilen.

Wir wünschen, daß die französische Nation ihr Leben lebe, wie wir unser Leben leben wollen. Eher wird kein Friede, kein ruhiger Ausbau des rein schönen menschlichen Lebens in der Welt sein, als bis es dahin gekommen, daß die französische Anmaßung, die Vormundschaft über andere selbständige Volksindividualitäten, ehe das Aufbauschen von hohlen Phrasen, wie auch Sie jetzt noch solche in die Welt hinaustönen lassen, gründlich abgethan und verschwunden ist.

Dann erst wird Gerechtigkeit, Menschenliebe und emsiger Wetteifer der Nationen im Hervorbringen des Schönen und Guten wieder heimisch und ruhig gesichert werden.

Herr Victor Hugo! Die Franzosen haben bisher den Schulzwang von sich gewiesen. Der höhere Geist, der die Geschicke der Völker aus ihrem Wesen bestimmt, hat nun den Schulzwang über Frankreich verhängt. Es muß lernen, in Selbstvervollkommnung und Wahrhaftigkeit sein eigen Wesen ausbilden, ohne den Nachbar bevormunden zu wollen. Es muß erkennen, daß es noch Völker der Bildung neben ihm gibt, und daß nur alle Völker in ihrer Gesammtheit die Erscheinung des Menschheitsgeistes sind.

Sie hüllen sich in die Weise der alten Propheten, aber die alten Propheten haben auch ihren Völkern ins Angesicht gerufen: „Kein Volk verfällt in solche Schmach und Erniedrigung ohne eigenes Verschulden!"

Das zu sagen war Ihre Pflicht.

Das ist der Weg zur Umkehr, zum Frieden des französischen Volkes mit sich selber und mit uns.

Denn auch jetzt noch verkennen wir nicht, daß Erhabenes, das Menschengeschlecht Erlösendes, mit Opfern ohne Gleichen, vom französischen Volke ausging.

Wir wollten in Frieden mit ihm leben. Aber der Dämon der Herrschsucht, der Eitelkeit, des Hervorragens über alle Anderen — den auch Sie noch jetzt pflegen — dieser hat den Krieg hervorgerufen, Tod und Verwüstung über Ihr Land, und inmitten des Sieges auch Trauer über uns gebracht, die wir Tausende unserer Brüder im Siege verloren und die friedsame Arbeit des Geistes und der Hand zerstört sehen.

Ihnen, dem Schriftsteller, sei noch ein Besonderes zur Erwägung gestellt.

Der Krieg auf Ihrer Seite ist liedlos. Einige cynische Gassenhauer abgerechnet, haben Ihre Soldaten kein Lied. Anfangs wollten sie die Marseillaise anstimmen, aber sie mußten bald selbst fühlen, daß sie sich in Lüge und Spott verkehrt. Auf Ihrer Seite konnte kein Lied entstehen, denn jeder ethische Impuls fehlt.

Mit unserem Heere aber, im Lager und auf dem Marsch, ist der Genius des Liedes, in Frohmuth, in Zuversicht auf das gute Recht, im Zorn gegen die Verderbniß und in der Innigkeit der Versöhnung.

Achten Sie auf dieses Wahrzeichen! Sie werden es verstehen.

Wir als Schriftsteller haben nicht die Aufgabe, den Schlachtenkampf zu schüren. Unser ist es, die Einheit der Menschenseele in den verschiedenen Erscheinungsformen darzuthun, Erkenntniß und Liebe zu pflegen. Wenn die Waffen ruhen — und alle Herzen wünschen, daß es bald sei — dann ist es unser neuer Beruf, die Einheit und friedsame gegenseitige Förderung der Geistescultur wieder herzustellen und nach Kräften zu erhöhen.

Ich weiß nicht, ob Sie meine Worte hören, ja, ob Sie sie hören wollen; aber ich als Einzelner wollte Zeugniß ablegen für das, was wir Deutsche wollen und was auch Sie und Ihre Landesgenossen sollten.

In Straßburg.

Straßburg war erobert, nach Verwüstung und Elend ohne Gleichen.

Gegen Ende Oktober konnte ich wieder nach dem Elsaß reisen.

Bevor ich indeß meine Wahrnehmungen und Wünsche aus diesen Tagen hier — in abgerissenen Sätzen — ausspreche, noch ein ergänzendes Wort zur Beurtheilung Uhrichs und der Straßburger während der Belagerung, wie solche in den vorhergehenden Briefen niedergelegt ist.

Ich gebe diese Bemerkungen nicht sowohl als Rechtfertigung oder Vertheidigung, sondern als Beitrag zur Psychologie des Krieges.

Vor Allem muß eingestanden werden, daß wir draußen im Lager auf falschen Voraussetzungen standen und irrig berichtet wurden.

Wie fügte sich das?

Die Hoffnung auf ungeschädigte oder mindestens gering geschädigte Uebergabe, beruhte nicht bloß darauf, daß man gerne glaubt, was man wünscht und wir demzufolge noch eine deutsche Herzbewegung in den Straßburgern voraussetzten; es wurde vielmehr wiederholt berichtet, wie die Straßburger nur darauf warten, daß Ernst gezeigt werde, um den Commandanten zu Verhandlungen und zur Uebergabe zu bestimmen.

Es fragt sich nun: Durfte man das erwarten? Auf Empörung der Bürger bauen? Lag es nicht auf der geraden Linie der Pflicht, daß der Commandant jeden derartigen Versuch niederschmetterte?

Die Bürger von Straßburg, so dachte man draußen, sind in einer besonderen Lage. Sie können kund geben: Wir sind staatlich bei Frankreich oder auch wir sind Franzosen, aber von Natur und Geschichte sind wir Deutsche, und in dieser Doppelstellung beanspruchen wir eine höher gefaßte Neutralität; wir sind thatsächlich eine internationale Gesammtheit und stellen die Entscheidung über unser Schicksal den Friedensbedingungen anheim.

Es war davon die Rede, dem Commandanten und der Besatzung die weitgehendsten Bedingungen zu stellen.

Straßburg mußte in der Gewalt der Deutschen sein. Es hieß nicht nur im Elsaß: Unser Land ist nicht Euer, so lange Ihr nicht Straßburg habt; der Besitz Straßburgs galt auch strategisch als Nothwendigkeit.

Fort und fort wurde auf Mittel und Wege gesonnen, von den Straßburger Bürgern Nachricht zu erhalten und ihnen solche zu geben, ihnen mitzutheilen, wie schweren Herzens wir ihnen Leid anthun.

Vielleicht vor keiner Stadt war — wie sich jetzt herausstellt — der Spionendienst mangelhafter als vor Straßburg.

Spionendienst! Es darf nicht vergessen werden, daß in den ungeheuerlichen Verderbnissen des Krieges dies nicht eines der geringsten ist.

Selbst ein Krieg von so rein sittlichem Grunde wie der unsere mußte diese Verderbniß hegen, ja dazu verführen. Auch moralische Breschen müssen praktikabel gemacht werden.

Das Gute ist einfach, das Böse immer viel-

fältig. Der Krieg ist ein Loslassen der gebändigten schlimmen Mächte der Zerrüttung.

Wenn der Krieg zu Ende, so werden nicht nur viele ökonomische Existenzen, sondern auch viele moralische von Grund aus vernichtet sein. Welch ein Leben erbaut sich der Spion aus seinem Sündenlohn?

Straßburg, das geraubte Kleinod Deutschlands, ist in den Händen der Franzosen; man muß es ihnen entreißen, auch auf die Gefahr, daß es geschädigt werde?

Das war das zweite Stadium in der Stimmung der Belagerer. Mit dem Widerstande steigerte sich der Unwille, und doch hoffte man noch immer aufs Neue, daß die Straßburger die Zerstörung nicht weiter gehen lassen und sich endlich ihres Deutschthums erinnern.

War das nicht eine Aufrichtung der Tortur in colossalem Maßstabe? Und wie durfte man hoffen, durch Mord und Brand brüderliche Gesinnung zu erwecken?

Hier laufen verschiedene Strömungen durchein=

ander, die sich im Einzelleben wie in großen Gesammtheiten zeigen.

Es kommt vor, daß man in heftigem Streit mit einem Gegner — den man doch als Zugehörigen weiß — mitten in der gespanntesten Widersacherei jeden Augenblick hofft, er werde sich zufrieden geben und einstimmen, seine Mienen werden sich plötzlich in Güte verändern, während noch der Streit in Heftigkeit steht.

Jetzt sind wir anders belehrt.

Die Elsäßer, vornehmlich aber die Straßburger, waren von französischem Hochmuth gefangen, dabei aber glaubten sie, daß die gutmüthigen und schwächlichen Deutschen nicht Kraft und Muth hätten, den bitteren zerstörenden Ernst zu zeigen. Auch in ihnen zogen verschiedene Empfindungsströmungen durch einander. Sie wollten den französischen Elan bewähren und hatten dabei die stille Voraussetzung, daß ihnen die Deutschen nichts anthun würden.

Die Knechtschaft wirkt verderblich, und doppelt, wenn sie sich für Freiheit ausgibt und alle hohen Worte zur bloßen Phrase aushöhlt. Opfermuthig sich aufthun und doch nicht an wirklichen Eintritt

des Opfers glauben, folgenloser Genuß, das ist von französischer Seite zu Parole und Feldgeschrei gemacht worden.

Schweres Ungemach kam über Straßburg und schweres über uns.

Es wird beiderseits großer sittlicher Kraft bedürfen, um beiderseits die Schäden zu heilen und die Erinnerung daran zu tilgen.

Nun aber der Commandant Uhrich! Zuerst muß daran erinnert werden, daß es nach der Beschießung der offenen Stadt Kehl wörtlich hieß: „Für diese flagrante Verletzung des Völkerrechtes wird man den Commandanten Uhrich persönlich am Kragen nehmen.“

Es ist nicht geschehen, und wohl mit Recht. Denn hätte man auf der persönlichen Verantwortlichkeit des Commandanten bestanden, so hätte er sich selber und die ganze Stadt hinopfern müssen und das Elend wäre noch unsäglich größer.

In der Hitze des Streites, bei Einzelnen wie bei Gesammtheiten, wird von Leidenschaft erregt der Preis der Versöhnung — und ist er auch ein gerechter — höher angesetzt als man sich nachher bereit finden läßt.

Wäre es aber — hievon abgesehen — nicht unsoldatische Haltung und Charakterschwäche gewesen, wenn Uhrich einerseits einem etwaigen Andringen der Bürger, andererseits dem Anerbieten der Belagerer nachgegeben hätte? Muß nicht der Soldat alle politischen und humanen Erwägungen zurückdrängen und einzig und allein die militärischen gelten lassen?

Gibt es nicht einen Artikel 279 des militärischen Strafgesetzbuches, wonach ein Commandant die Todesstrafe zu erleiden hat, der eine Festung nicht so lange hält, bis alle Mittel erschöpft sind? Rühmen wir es nicht an Gneisenau, daß er die Festung Colberg neun Wochen hielt bis zum Frieden von Tilsit? Müssen wir nicht die Waffenehre auch in Gerechtigkeit dem Feinde zuerkennen?

Gewiß.

Auch hier ist wieder eines jener harten Probleme, die das Unwesen des Krieges hervorbringt. Der Krieg wäre das volle Chaos, wenn der einzelne Heerführer sich in die Collision der Pflichten versetzen ließe, Humanität und rücksichtslose Nothwendigkeit zu vereinbaren suchte in großen Entscheidungen; dem

unbeugsamen militärischen Gesetze muß der Soldat sich selber und Andere beugen.

Und doch, gibt es nicht auch hier eine Grenze, wo der Widerstand aufhört, Charakterstärke und Muth zu sein, diese vielmehr sich darin bewähren müssen, in Wahrhaftigkeit eine Niederlage zu bekennen?

Die militärische Orthodoxie verlangt zur correcten Uebergabe einer Festung, daß Bresche gelegt sei. Aber mußte — bei der mathematischen Gewißheit, daß Straßburg unhaltbar war — Gut und Blut von Tausenden in aussichtslosem Kampfe hingeopfert werden, nur um das militärische Dogma aufrecht zu erhalten?

Straßburg, den 25. Oktober 1870.

Ich will keine Schilderung der grausenhaften Zerstörungen geben. Wer könnte das in der ganzen Ausbreitung?

Mehrere Tage war ich ganz niedergedrückt von dem entsetzlichen Anblicke der verwüsteten Stadt und von den Mittheilungen, die ich von einer großen Zahl Bekannter in verschiedenen Lebenskreisen erhielt.

Was frommte aber eine Wiedergabe dieser jammervollen Schrecken?

Ich gebe nur einzelne Betrachtungen und Wahrnehmungen, die vielleicht nicht ohne Nutzen zur gerechten Auffassung und Gestaltung der Dinge sind.

Bei der Einfahrt in Straßburg mußte ich immer denken: Wie viel leichter und schneller ist Verwunden als Heilen, wie umfassend und in welch kleinem Zeitraum können Menschen einander Elend bereiten und wie lange dauert es, bis der auszugleichende Theil wieder gut gemacht ist?

Da liegen am Wege Hunderte von mächtigen Platanen und Ahornbäumen, in wenig Stunden waren sie umgehauen; wie vieler Jahrzehnte bedarf es aber, bis solch ein Baum gewachsen ist...

Betäubt, geschreckt, im Innersten unsicher gemacht, an Allem zweifelnd, das spricht sich in Gesichtsausdruck und Wort der Straßburger aus, die so Grausenhaftes erleben mußten. Das Haus ist nicht mehr fest, das Leben nicht; in der Vorstellung

zischen und platzen noch immer die Geschosse und stürzen prasselnd die Mauern.

Es wäre vergebens, jetzt schon mit Tröstungen, Aufrichtungen und Ausblicken in das große Ganze der Menschheitsgeschichte eine Wirkung erwarten zu wollen.

„In fünfhundert Jahren kann Straßburg nicht vergessen, was ihm geschehen," sagte mir ein junger Mann, der mit Weib und Kind den Jammer der Belagerung durchgemacht und nun gefurchten Antlitzes düster dreinblickt, noch fieberhaft erregt, in Thun und Reden. „Und doch," setzte er nach einer Pause hinzu, „würde ich Alles gern noch einmal auf mich nehmen, wenn wir nur französisch bleiben könnten."

Die Leidenschaft, die in ihrem Wesen Maßlosigkeit ist, überschraubt den Ausdruck; aber es wird großer unverdrossen ausdauernder Liebesbethätigung bedürfen, um die gesunde natürliche Stimmung und die klare Einsicht wiederherzustellen.

Ich habe nach vielen Seiten hin geforscht, Jeder hat das schwere Schicksal ganz besonders und persönlich erlebt.

Und wieder drängt sich die bereits erwähnte

Betrachtung auf. Die exakten Wissenschaften haben mit all ihren Ergebnissen Geschütz und Geschoß Tod und Zerstörung bringend ausgerüstet. Ueber Hunderte, über Tausende kann man eine Stimmung der Trauer bringen, wie aber läßt sich über dieselbe Masse eine Stimmung der Freude ausbreiten? Wo findet sich etwas, das, in ähnlicher Weise wie der Geschützesdonner, in Einem Tone, mit Einem Schlag die Herzen in Freude bewegen könnte?

Ich hörte einen Missionär vor einer großen Gruppe religiöse Trostreden verkünden, ich sah ihn Traktätchen vertheilen. Er fand kaum Beachtung. Im Kriegszustande sind auch die Gesetze der Religion in den Gemüthern suspendirt.

Und wo ist denn in den großen Entscheidungen die Wirkung einer geläuterten Religion? Verhindert sie den Ausbruch oder verändert sie die Ausführung eines Krieges? Nur die Geschütze sind anders als vordem bei Ninive̱h, Troja, Jerusalem, Carthago und Athen.

Das gibt viel und schwer zu denken...

Ein Regiment Landwehr aus Magdeburg zog ein. Ich sprach mit einem Elsäßer vom Lande über das Deutsch=Werden.

„Des lang Soldat si g'fallt mer nüt, des sin ja lauter b'standene Männer," war seine Antwort.

Die gebildeten Anhänger Frankreichs sprechen sehr zornig und wegwerfend über die Elsäßer Bauern, die sich bald in die neue Gestaltung der Dinge finden würden.

So weit ich indeß jetzt und früher beobachten konnte, gibt es keine Anhänger Napoleons, der beharrlich Bonaparte genannt wird. Es ist fast ein Wunder, wie das Cäsarische Regiment so lange bestehen konnte.

Aber Anhänglichkeit an Frankreich hat sich tief eingewurzelt, aus geschichtlichem Bewußtsein und aus dem der Staatsmacht.

Dazu kommt, daß die Franzosen — und somit auch die zu Frankreich gehörenden Elsäßer — sich für eine höhere, vornehmere Menschengattung hielten.

Die Leute kommen sich nun degradirt vor, indem sie wieder Deutsche werden sollen.

Wer aber ist schuld, daß diese Vorstellung sich festsetzen konnte? Wir Deutsche. Nicht nur, daß wir fast zwei Jahrhunderte die Elsäßer in fremder Gewalt ließen, und unser klägliches Staatswesen ihnen als Gegenstand des Spottes erschien — fast noch verderblicher wirkte, daß bei uns in Deutschland Alles was französisch war, als fein, elegant und unbestritten maßgebend angesehen wurde.

In den langen Jahren der Verfremdung war den Elsäßern ihr eigen Selbst entwendet worden. Sie konnten das Wesen derer nicht erkennen, die mit den Waffen in der Hand und mit der Bruderliebe im Herzen ihnen nahten. Sie hatten sich denjenigen angelebt, die sie aus dem Vaterhause geraubt und kannten nun ihre Angehörigen nicht mehr.

Ich habe im südlichen Deutschland Viele empört und ärgerlich gefunden, weil die Elsäßer die dargebotene Bruderhand nicht sofort herzlich und warm erfassen; ja Einzelne wollten sogar die milden Gaben, die man nach dem Elsaß sendet, als Verschwendung ansehen. Die Gerechtigkeit und tiefere Einsicht erfordert aber, daß man den so lange Verfremdeten und nun noch nicht zum Bewußtsein seiner selbst

Gekommenen mit unverdrossener Güte behandle, nicht zurückgeschreckt von Abwehr, ja sogar von Undank. Der aus Betäubung Erwachende wehrt sich noch gegen Heilung, und wer gestern noch in Wohlstand, ja sogar hochfahrend war, den kränkt Mitleid und Fürsorge und wenn er auch ihrer noch so sehr bedürfte. Er sieht im Wohlthäter vor Allem den Genossen des Wehthäters, der ihn so schwer geschädigt.

Nach wochenlangen Aengsten und Schrecken des Mordes und Brandes, in Furcht vor dem Feinde draußen und vor den sogenannten Wagges (Vagabunden) in der Stadt, in den Kellern wie lebendig begraben und nun ans Licht getreten, unter Trümmern lebend, ist jetzt die Empfindung der Bewohner dumpf abwehrend, fast nur bitter gegen Hülfe, im Bewußtsein, daß man so hart zermalmend behandelt wurde. Die Mildthätigkeit schmerzt den, der noch vor Kurzem sie selber üben durfte. Dem siegreichen Theile und dem gesunden ist die klare Erkenntniß erleichtert, und thätige Hülfe — ohne Dank zu erwarten — ist seine Pflicht.

Der Orkan, der am 26. Oktober über das ganze Festland dahinbrauste, in den Wäldern und den Wohnungen der Menschen große Verheerungen anrichtete, wurde in Straßburg empfunden, als stünde man mitten in einem Erdbeben.

Die Gruppe, die jetzt hier beisammen steht, kann so zerschlagen vom Tode verschlungen werden.

Niemand wagte sich auf die Straße.

Es krachte und polterte von den halb eingestürzten Häusern und den durch die Bomben beschädigten Dachstühlen.

Da empfand man, welch eine untilgbare Schreckhaftigkeit ein wochenlanges Bombardement in den Nerven der Belagerten zurücklassen muß.

Der Festungsbürger ist ein trauriges Anhängsel zum Soldaten, er ist der unbewaffnet Leidende, hat alle Qual des Krieges, ohne sich durch entsprechende That von der verzehrenden inneren Aufregung befreien zu können.

Da traf ich heute einen Bekannten, der sechs Wochen lang mit Frau und Tochter in einem Keller lebte; einem Freunde, der ihn besuchte, wurden auf dem Rückwege beide Füße abgeschossen. Als die

Bomben auf das Haus fielen, wo er im Keller war und doch nicht heraus durfte, lag er Stunden lang zitternd da, hüben und drüben Frau und Kind an der Hand haltend. Und als die Menschen nach Uebergabe der Stadt aus den Kellern hervorkamen mit geschwollenen Füßen, das Antlitz wie von untilgbaren Spinngeweben überdeckt, kannten die Nachbarn einander nicht mehr.

Es muß immer wiederholt werden, welch eine Barbarei der Krieg ist und die höchste Steigerung desselben ist der Belagerungskrieg.

Entfestigung der eigentlichen Stadt Straßburg ist ein Lichtpunkt der Zukunft. Wenn Straßburg eine Festung bleiben muß, so hofft man durch Einbeziehung von Kehl und durch Anlegung von Außenwerken wenigstens die Stadt vor Wiederkehr solchen Elends zu sichern.

Noch wehren die Straßburger jeden Hinweis auf die Zukunft ab.

Eine eroberte Stadt ist krank, ökonomisch, physisch und moralisch, sie ist ein Invalide mit zerschossenen Gliedern und in bitterster Gemüthsverfassung.

Edle, hochherzige Frauen haben sich mit großer

Aufopferung der Linderung der Noth, der persönlichen Aufrichtung gewidmet. Sie finden meist stumpfe Abwehr. Doch ist es auch schon gelungen, Verzweifelnde wieder zu Aufnahme der Arbeit und der Lebenspflicht zu bewegen.

Die Kriegspsychologie könnte ihre besondere Lehre von den Wahnvorstellungen haben.

Große Massen, ganze Städte und Gegenden verfallen in dieselben. Ein Zustand der Exaltation läßt Dinge äußerlich wahrnehmen und mit Merkmalen bezeichnen, die nur in der inneren Vorstellung bestehen. In früheren Zeiten sah man Maria über dem Heere schwebend oder den Engel auf weißem Zelter an der Spitze desselben. Jetzt sieht der innere Glaube nur noch Entsatztruppen mit wehenden Fahnen und schwerem Geschütz.

Genau so wie vor dreiundzwanzig Jahren die Menschen auf dem Stephansthurm in Wien die Ungarn herankommen und fechten sahen, genau so sahen die Straßburger auf dem Münster die heranrückenden Franzosen wirklich und wahrhaftig.

Glaubwürdige, bedachtsame Männer berichten mir, daß man namentlich am 26. August, von der

Platte des Münsters aus, den Anmarsch der Franzosen genau gesehen habe, ja sogar gegen Abend ein Gefecht, das durch die Nacht unterbrochen wurde.

Diese Wahnvorstellung setzt sich aber bei den Straßburgern ideell noch heute fort. Man betrachtet — soweit ich Kunde bekam — im Stillen die Besetzung durch die Deutschen als einen vorübergehenden Zustand. Man hofft auf Wandlungen des Kriegsglücks, man hofft ins Unbestimmte hinein.

Zu dieser hartnäckigen Zuversicht gesellt sich, des inneren Widerspruchs vergessend, ein gründliches Mißtrauen gegen jegliche Kundgebung der Behörden über den Gang des Krieges.

Man weiß von der eigenen Regierung, wie Alles auf Täuschung abgesehen war, man findet es selbstverständlich, daß auch die Deutschen unter offizieller Firma sich jede Lüge erlauben.

Als die Nachricht der Uebergabe von Metz an den Ecken angeschlagen war, ging aus den Gruppen der Lesenden einer nach dem andern achselzuckend weg und Einzelne sagten ganz offen: „Wenn's wahr ist!"

„Ich glaub' jetzt Alles," sagte dagegen ein junger

Kaufmann, und Bazaine hieß natürlich ein Verräther — man will die Summe kennen, die er für seinen Verrath bekommen habe, — auch Uhrich heißt da und dort ein Verräther.

Im Einzelleben wie in dem der Gesammtheiten ergibt sich die psychologische Thatsache, daß Mißgeschick leicht mißtrauisch macht, bei bedenklichen Naturen gegen die eigene Fähigkeit, bei kühnen, anspruchsvollen, gegen die Zuverlässigkeit Anderer. Verräther! Die leichtfertige Art, mit der diese höchste Ruchlosigkeit hier auf Jedermann ausgedehnt wird, ist der Umschlag grundlosen Vertrauens in grundloses Mißtrauen.

Nach Allem was ich hier höre, erwartete man mit größter Bestimmtheit den Zutritt Bayerns zu Frankreich. Ich will nicht wiederholen, welche bestimmte Anhaltspunkte man behauptete, denn es ist möglich, daß man sich dieselben geflissentlich vorgaukelte.

Uebrigens wird mir die Stimmung bei Ausbruch des Krieges als eine gewaltsam erregte be-

zeichnet. Unter Napoleon war alles politische Leben erlahmt, der Zusammenschluß Gleichgesinnter eigentlich unmöglich gemacht. Bei der allgemeinen Corruption mißtraute man einander. Nur die republikanische Partei hatte noch einen geheimen Zusammenhang. Jetzt, nach Erklärung der französischen Republik, ist diese Partei voll Hoffnung, sie vertraut auf die wunderthätige Kraft der Republik und fragt nicht nach ihrem Ursprung und ihrer Entstehungsweise.

Von Napoleon spricht man mit Geringschätzung, von der Kaiserin mit erbittertem Haß. Der Kaiserin legt man auch die Schuld bei, daß die Genfer Convention nicht entsprechend durchgeführt wurde; sie wollte diese Convention nicht, weil sie nicht kirchlich ist.

Ein berühmter deutscher Arzt erzählte mir, daß man Anfangs französische Aerzte gefangen genommen, weil sie keine Abzeichen trugen. Es stellte sich heraus, daß sie die Genfer Convention gar nicht kannten; man mußte sie von unserer Seite erst darüber belehren. Mein Gewährsmann forschte genau nach und es ergab sich, daß noch nach der Kriegs-

erklärung ein Reglement für den französischen Sanitätsdienst ausgegeben wurde, ohne dabei der Genfer Convention zu erwähnen.

Das deutsche Wesen beginnt doch schon hie und da neue Betrachtungen zu erwecken.

Ich stand in Mundolsheim mit einem ehrenfesten und gut unterrichteten Bauern am Wege, als eben ein Trupp preußischer Infanterie vorüberzog.

„Wissen Sie,“ fragte der Bauer, „was mir an den Preußen am besten gefällt?“

„Was denn?“

„Daß sie keine Verzierung an sich haben. Nichts von dem Schnuren- und Schnörkelwerk, das unsere Soldaten haben. Und wer muß das bezahlen?“ setzte er mit trotzigem Selbstgefühl hinzu, „wer muß es bezahlen? Wir.“

„Die Preußen stehen früh auf und arbeiten und studiren,“ sagten mehrere Straßburger Bürger, bei denen preußische Offiziere einquartiert sind.

Diese Selbstführung ist ihnen neu. Allmälig wird es ihnen doch aufgehen, was es heißt: Die Preußen bewahren das Frühaufstehen, das eine der

schönsten Erbschaften aus dem Pflichtleben Friedrichs des Großen ist.

„Ich thue meine Schuldigkeit!“ Dasselbe Wort, das ich vor bald drei Monaten von den Einberufenen in meinem Heimathsdorf hörte, das hörte ich wieder im Lager in den verschiedenen deutschen Dialekten von den Soldaten, die draußen die Parallelen gruben und von denen, die überwacht und ermüdet die Quartiere bezogen. Nirgends ein Ausschauen nach Belobung und dergleichen, einfach das Bewußtsein der Pflicht im „strammen Dienst,“ wie man's nennt.

Ich habe die Soldaten, hoch und nieder, bescheiden gefunden, keine Spur von Ruhmredigkeit und Ueberhebung. Ich darf nochmals das Wort wiederholen:

Seitdem die Preußen ein Recht haben, stolz zu sein, sind sie nicht mehr eitel und auftrumpfend.

Es ist eine standfeste Unverdrossenheit und eine stille Selbstführung, die sich aus der preußischen Schulung — man hat jetzt das widrige Modewort Zucht — herausgebildet hat. Jeder einzelne Mann hat das Bewußtsein, daß auf ihn, den Einzelnen, gezählt ist, und er bethätigt sich demgemäß.

Der süddeutsche Soldat bedarf zu seiner Ermun-

terung noch bisweilen einer ausgesprochenen Anerkennung seines Vorgesetzten; der Norddeutsche scheint — so weit ich beobachtet habe — dessen entbehren zu können; er verkehrt mit sich selber — wenn man so sagen darf — schroff und knapp und versieht sich dessen auch von Anderen. Das vertrauliche Verhältniß zwischen Vorgesetzten und Untergebenen hat ständig neben der militärischen Haltung noch eine stille Reserve, ist aber nichts desto minder fest und anhänglich. Wenn norddeutsche Offiziere unter sich „meine Kerls" sagen, so hat das nicht entfernt eine häßliche Nebenbedeutung, und wenn ein blutjunger Offizier seine Leute mit dem Ausdruck „Kinder" anredet, so liegt darin weder eine Ueberhebung noch Weichlichkeit und Verzärtelung; der Dialekt gibt Empfindungs-Schattirungen, die sich nicht im bloßen Worte ausdrücken.

Im Garnisonleben der Friedenszeit hat der Soldat — auch der einjährig Freiwillige mit ebenbürtiger Bildung — keinerlei Initiative gegen seinen Vorgesetzten. Der „stramme Dienst" steht dem entgegen und schützt andererseits auch vor schwatzhafter Zudringlichkeit und motivirenden Quengeleien. Im

Kriege muß die Initiative des Soldaten in Mittheilung von Beobachtungen ꝛc. sich geltend machen.

Es wird Aufgabe der neuen Position nach diesem Kriege sein, auch in der Friedenszeit mit bestimmter Abgrenzung die Initiative des Soldaten einzusetzen und walten zu lassen. Es wird besonders ersprießlich sein, wenn einmal die elsäßischen Soldaten ins deutsche Heer eintreten.

Es ist keine Frage, das Elsaß muß sich nach allen Seiten hin in die deutsche Disciplin einfügen, aber die Cultur des Geistes wie die des Bodens bedarf auch der Rücksichtnahme auf deren bisherige Bebauung.

Soldatenthum, Schule und Verwaltung müssen die neugewonnenen Lande uns zu eigen machen.

Ich thue meine Schuldigkeit — das ist ein sittlicher Fahnenspruch, der sich aus dem Herzen des Volkes in Nord und Süd aufthat. Wir dürfen stolz auf ihn sein und vertrauend, daß er uns selber in gewissenhafter Arbeit erhalte und uns die eroberten Provinzen gewinne, daß sie den Spruch auch als den ihren erkennen.

Reichsland oder preußisch. So weit ich die Stimmen Einsichtiger vernehmen konnte, ist man — wenn die Lostrennung von Frankreich unabänderlich — für das einfache durchsichtige Verhältniß, preußisch zu werden; eine complicirte Form scheint im Elsaß unangemessen. Gerade durch die Erwerbung des Elsaßes — einer eminent süddeutschen Provinz, in der noch dazu französische Sympathien zu bewältigen und zu bekehren sind — gerade darin kann sich im neuen Reich in hervorragender Weise der Ausgleich zwischen norddeutschem und süddeutschem Wesen bewähren.

„Warum laßt ihr aber nicht abstimmen, ob wir Elsäßer zu Deutschland gehören wollen? Nicht wahr, weil ihr wißt, daß Alles mit Nein stimmt?"

Das hört man oft.

Entgegnet man, daß wir das Elsaß nun auch wieder 180 Jahre haben und dann wenn's nöthig, abstimmen lassen wollen — es hilft nichts. Und die Thatsache, daß man ein Volk, das man im Kriege bezwungen hat, nun nicht abstimmen lassen kann, will den Eroberten nicht eingehen.

Es hat viel Grimmzorn erregt, als dargelegt

wurde: Im Leben eines Volkes sind zwei Jahrhunderte nicht ein Jahrzehnt eines Menschenlebens. Wäre nun ein Kind von einer Gauklerbande geraubt und hätte sich in Sprache und Thun der lustigen Genossenschaft so eingelebt, daß es den Vater, der es wiedergefunden, nicht kennen und ihm nicht heimfolgen wollte, so hat der Vater ein einfach natürliches Recht, es zur Familiengemeinschaft wieder zurück zu zwingen.

Welch eine Macht ist das Nationalbewußtsein, das sich aus großer staatlicher Gemeinschaft in den Seelen gefestigt hat! Das können wir an den besiegten Franzosen und sogar an den Elsäßern kennen lernen.

Inmitten aller Corruption bewahren die Franzosen und die zu Frankreich gezwungenen Deutschen ein unerschütterliches Nationalgefühl.

Mag sich solches aus der Anmaßung des Prestige zum Nationalstolz und zum Hochmuth ausgebildet haben, die Grundempfindung ist ehrenhaft und lehrreich.

Kein Franzose in Civil- oder Militärbeamtung schloß sich den Siegern an.

Wie war es doch da und dort, als Deutschland von den Franzosen niedergeworfen war?

Bedientenhafte Demuth, sophistische Resignation und aufgepuffter Kosmopolitismus verführte viele deutsche Männer und Frauen.

Wir können vom besiegten Feinde lernen.

Die Zeit ist endlich gekommen, wo sich ein National-gefühl in uns Deutschen festsetzt; wir müssen es treulich hegen, ohne in Hochmuth und in Oberherr-schaft auszuarten, die wir eben jetzt in den Fran-zosen bekämpft haben.

Ich muß es wiederholen: Nach meinen Wahr-nehmungen liegt der Hauptgrund des Widerstrebens in den Elsäßern darin, daß sie mit dem Deutsch-werden sich einer Ehre beraubt, an Ansehen und Vornehmigkeit zu verlieren glauben. Der Elsäßer glaubt dabei nicht nur seinen Antheil an der Ge-sammt-Ehre, sondern auch ein Hauptstück persönlichen Ansehens zu verlieren.

Der Bürger ist im französischen Staate beim Ver-kehr mit den Beamten leutseliger und ehrerbietiger behandelt als durchschnittlich bei uns Deutschen.

Unter den Formen der Läßlichkeit und Ehren-

haltung erschien die französische Bevormundung minder drückend. Und wenn der Elsäßer über den Rhein kam, that er sich was darauf zu gute, ein Franzose zu sein. Man ließ das gelten, man freute sich der Fertigkeit, französisch mit ihm reden zu können.

Das Buhlen mit französischem Schliff herrschte nicht nur in den sogenannten vornehmen Kreisen, es drang in alle Gebiete. Man kann bei uns kein Taschenbuch der gröbsten Sorte kaufen, auf dem nicht in goldenen Buchstaben Notes steht.

Kein anderes Volk hat für die Wahrung seiner Nationalität bis in das Einzelne hinein einen höhnenden Ausdruck, wie wir in dem Worte Deutschthümelei.

Wenn also der Elsäßer sehen wird, daß der neue Geist des deutschen Volkes auch in der Beamtenwelt sich dahin erweist, daß die Ehre des Nichtangestellten hoch gehalten wird, und wenn er nach außen die Wahrnehmung macht, daß der Deutsche fortan seine gerechte Geltung in der Welt sich erobert hat, so daß Jeder mit vollem Selbstgefühl sagt: Ich bin ein Deutscher, dann — und beides läßt sich mit Zuversicht erwarten — dann sind die Elsäßer nicht nur zurück erobert, sondern auch wieder gewonnen.

Straffe, eiserne Zucht! Ordre pariren! Das wird als oberstes preußisches Regierungsprincip angesehen. Der preußische Staat, seines Berufes bewußt und auf seine Mittel haushälterisch bedacht, mußte sich ständig in der exakten Handhabung seiner Mittel fühlen und die Kraft jedes Einzelnen verlässig bereit stellen.

Diese Feldbereitschaft wird in gewissem Maße erhalten werden müssen, sie muß aber auch fortan freiere Formen zulassen.

Die Vereinigung von Nord und Süd wird einen Ausgleich zwischen dem Strammen, Hartlebigen, und dem Läßlichen, Leichtlebigen herbeiführen.

In der Wiedergewinnung des Elsaßes, in der Art seiner Behandlung wird diese neue Formgebung sich in hervorragender Weise darzustellen haben; denn — abgesehen von dem Fremdländischen, das in den Elsäßern zu besiegen ist — ist auch das Leichtlebige, das Süddeutsche im Volkscharakter des Elsaßes zu beachten.

Gehorsam ist die erste Erziehungsstufe.

Es ist gut und nöthig, daß die wiedergewonnenen Lande die starke Hand einer festen Regierung fühlen,

denn die Kraft gewinnt Achtung; aber auch Milde und bedachtsame Erkenntniß muß walten, denn nur die Menschenfreundlichkeit gewinnt Liebe. —

Das schlimme Interim! Die Menschen leben noch wie im Finstern, wie in der Dämmerung. Sobald nur einmal voller Tag geworden, wenn der Friede geschlossen, dann wird sich's auch in den Gemüthern aufhellen. Entscheidung gibt Sicherheit, Bestimmtheit, selbstthätige Vereinbarung mit den gegebenen Verhältnissen. Die Behörden können während der Occupation keine belebenden Organisationen schaffen und im Gemüthe der Bürger bildet sich keine feste Empfindung.

Besonders peinlich zeigt sich dieser Schwebezustand auch in den Schulen. Vom Lehrplan abgesehen, welche bestimmte Seelenrichtung sollen Lehrer und Kinder einnehmen?

So weit ich von früher her den Elsäßer Bauer kannte und jetzt wieder neu kennen lernte, unterscheidet er sich wenig von unseren Landsleuten da drüben. Der Besitzende ist wortkarg, phlegmatisch, oder er thut nur so; er verhält sich lauernd, zurück-

haltend dem Neuen gegenüber. Diese Ruhe, die er theils hat, theils sich aufzwingt, bewahrt ihm seine gesicherte Position; er fragt gern aus und raucht dabei in Ruhe seine Pfeife und spricht nur lebhafter, wenn er auf Napoleon schimpfen kann oder auch um zu sagen, daß der Tabak jetzt so erklecklich billiger sei. Das Staatsleben erscheint ihm wesentlich unter dem Gesichtspunkte der Steuerfrage, und bei der voraussichtlichen Heimkehr ins deutsche Vaterland fragt er vor Allem nach der Höhe der Steuern. Die Schule erscheint ihm ebenfalls zunächst als Mittel zum Fortkommen. Er hat befohlenermaßen seinen Sohn französisch lernen lassen und sich dessen getröstet, daß er damit besser durch die Welt komme, er wird den Sohn auch gerne deutsch schulen lassen, wenn dadurch die Aussicht auf besseres Fortkommen gegeben ist.

Was der Bauer von idealem Interesse hat, concentrirt sich in der Kirche, und das verheißene Wohlergehen steht auch hier vorn an.

Die Protestanten sind es wohl zufrieden, daß sie nunmehr einen protestantischen Regenten bekommen; sie haben viel erdulden müssen, und noch zu-

letzt unter der Herrschaft der Kaiserin und der Jesuiten.

Von glaubwürdiger und den Verhältnissen nahe stehender Seite wird aber auch versichert, daß selbst unter der katholischen Geistlichkeit die Parole ausgegeben sei, sich gegen Preußen nicht nur gefügig, sondern auch initiativ zuvorkommend zu zeigen. Die Vermehrung der Klöster in Preußen und überhaupt das, was man Freiheit der Kirche nennt, ist hier von großem Einflusse, und dazu hofft man noch, die Schule von Staatswegen in die Gewalt zu bekommen.

Von einem berufenen Gewährsmann wurde mir ausdrücklich mitgetheilt, daß auch die Jesuiten sich Preußen geneigt zeigen. Die Kirche vergißt nicht, daß die Revolution das Kirchengut confiscirt hat, sie hofft auch Restitution in irgend einer Weise.

Die römische Taktik richtet sich nach den Verhältnissen.

Oesterreich hat das Concordat aufgehoben, Spanien kann nichts für die weltliche Herrschaft des Papstes thun, Italien ist sein unmittelbarer Widersacher, vom Siege Napoleons durfte man mit Zu-

versicht die Wiederherstellung der päpstlichen Gewalt hoffen; nun er so jämmerlich gestürzt ist, setzt man seine Hoffnung auf Preußen.

Und nochmals die Juden im Elsaß! Sie sprechen ausnahmslos alle deutsch und sind begeisterte Franzosen, denn fraglos waren sie unter französischer Herrschaft im Vollbesitze der bürgerlichen Rechte.

Als ich im Jahre 1860 in Straßburg war, befand sich eben ein inspicirender General in der Stadt — ich glaube er hieß Levi — und alle Juden, die ich sprach, waren stolz auf die Ehrenstellung des Glaubensgenossen und einer zeigte mir triumphirend die beiden Wachen vor seinem Quartier: „Das habt Ihr in Deutschland doch nicht.“

Es gibt viele Offiziere jüdischer Confession im französischen Heere, vornehmlich in der Artillerie.

Wie mir mitgetheilt wurde, weiß man nur im Militär die Confession, in den Civilämtern wird sie nicht bezeichnet. *

* Ein alter Freund, der Louis Philipp nahe stand, erzählte mir folgende vom König selbst berichtete Thatsache, die

Die jüdischen Cultusbeamten sind ganz in derselben Weise wie die christlichen vom Staate besoldet und haben den entsprechenden Rang.

Mit bitterm Spott wiesen die Elsäßer Juden darauf hin, wie man es deutscherseits als besondere Gunst verkündet hatte, daß den Soldaten jüdischer Confession am letzten Versöhnungstage ein Gottesdienst unter Leitung eines freiwilligen Rabbinen gewährt wurde, daß es aber keine etatsmäßigen jüdischen Feldgeistlichen gebe, wie solche doch bereits in Oesterreich angeordnet sind.

Die Elsäßer Juden, die meist auf dem Lande leben, stehen, so weit meine eigenen Wahrnehmungen und Mittheilungen Anderer reichen, durchschnittlich nicht auf gleicher Bildungsstufe mit den deutschen, wie das aber auch bei nicht obliga-

sich wie die Fabel eines Lustspiels zuspitzt: „Ich wollte alle Berühmtheiten aller Berufsarten und Confessionen zu Pairs ernennen. Auch ein Jude sollte Pair de France werden. Ich dachte sofort an General Wolf, der sich ehrenvoll im Kriege ausgezeichnet hatte und im Heere in Ansehen stand. Ich schlug ihn den Ministern vor, es wurde mir aber mitgetheilt, daß General Wolf zur Zeit als er mehrmals wöchentlich eine Whistpartie mit der Herzogin von Berry spielte, Christ geworden war. Eh bien! Ich konnte den General Wolf nicht zum Pair ernennen, weil er — kein Jude war.“

torischem Schulunterricht allgemein. Die Juden — die das Andenken an erwiesene Wohlthat mit besonderer Kraft bewahren — haben ein unverkennbares Mitgefühl für das schwere Schicksal Napoleons, denn er sowohl als sein Ahne war stets vorurtheilsfrei gegen die Juden. Im Uebrigen gibt es auch unter ihnen verschiedene politische Parteien. In der Anhänglichkeit an Frankreich aber sind sie gleich.

Ich habe oben (Seite 58) eine Wahrnehmung mitgetheilt, die das Bewußtsein der Rechtsgleichheit als stimmunggebend bezeichnet. Das findet auch in Bezug auf die Juden seine ganz besondere Anwendung. Und daß Cremieux, ein Jude, ein Mitglied der heutigen provisorischen Regierung wurde, ohne daß dies je ausdrücklich betont wurde, bildet ein besonderes Motiv.

Recht und Klugheit gebieten der nunmehrigen deutschen Regierung, den elsäßischen Juden alsbald thatsächlich zu bewähren, daß es für sie keinerlei Ausnahmsstellung gibt, daß ihnen vielmehr bei entsprechender Befähigung nach wie vor alle Aemter und Ehrenstellen offen sind.

Die Nachbarschaft von Baden, in welchem die Juden nicht blos im geschriebenen Worte, sondern thatsächlich die Gleichberechtigung genießen, erweckt bereits da und dort eine Beruhigung der Gemüther und bildet einen guten Anhalt.

Die Consistorialverfassung der französischen Juden wird besonderer Berücksichtigung bedürfen, aber, so viel ich weiß, ist ein Aehnliches auch bei Wiedergewinnung von Westphalen geschehen.

Auswanderung aus dem Elsaß, theils nach dem inneren Frankreich, theils nach der Schweiz, wird, wie ich höre in verschiedenen Kreisen und natürlich in den wohlhabenden, städtischen stattfinden.

Elsaß ist vermöge seiner Gewerbsamkeit dicht bevölkert. Auf einem Flächenraum von 157 Quadratmeilen leben 1,120,000 Einwohner. Das Land bedarf der Einfuhr von Nahrungsstoffen. Der Grundbesitz ist getheilt. In welchem Maße er getheilt ist, konnte ich jetzt nicht erfahren; es besteht indeß eine feste gediegene Bauernschaft. Der Elsäßer Bauer ist aber auch — wie ich vielfach hörte — in ungewöhnlicher Weise verschuldet und man sagt

mir, daß öffentliche Kredit-Institute ihn von den Wucherern verschiedener Confessionen befreien würden. Und dadurch, daß Gesetze und Gerichte französisch waren, wurde der elsäßische deutschredende Bauer von allerlei Unterhändlern abhängig, die ihn auf alle Weise übervortheilten.

Ein eigenthümlicher Gelderwerb war auch das Einsteherwesen. Die kräftige junge Mannschaft des Elsaßes wurde zum Soldatendienst gekauft und man erzählt mir, daß viele junge Leute bereits ein Theil des Handgeldes hatten, als der Krieg ausbrach, und das ging so ungeordnet her, daß viele Angeworbene nicht einmal einberufen sind.

Das Blutgeld wird künftig dem Elsaß entgehen, aber es wird in natürlicher Arbeit wirthschaftlich neu gedeihen.

Die nächste Auswanderung erfolgt aus politischen Motiven.

Zunächst werden Franzosen auswandern.

In der fast zweihundertjährigen Zusammengehörigkeit mit Frankreich haben sich viele Franzosen hier heimisch gemacht, aber auch viele Familien von deutscher Herkunft wollen auswandern.

Eine besondere Furcht herrscht vor den Junkern. Wahres und Falsches von ihren Anmaßungen wird zu einem Schreckbilde aufgepufft.

Der erbgesessene Bauer, der naturgemäß nicht so leicht zur Auswanderung kommt, ist vielfach deutsch geblieben und steht nur in geringem Grade im politischen Pathos.

Eine namhafte Einwanderung aus den alten deutschen Landen — von der sich schon jetzt Anfänge zeigen — wird guten Anhalt bieten. Eine Colonisation, wie sie im Alterthum und im Mittelalter bei neuen Landeserwerbungen durchgeführt wurde, läßt sich heutigen Tages nicht mehr bewerkstelligen.

Die französische Regierung hat durch allen Wechsel der Regierungsformen an der Französirung des Elsaßes gearbeitet, am rücksichtslosesten unter der Regierung des letzten Napoleon.

Von der Schule habe ich bereits Erwähnung gethan. Auch die Feldschützen, die sogenannten gardes champêtres sollten französisch sein. Man wollte auch die Predigt auf dem Lande französisch machen, aber es gelang nicht. Ein Hauptmittel

war: nie kam ein eingeborener Elsäßer als Soldat in eine heimathliche Garnison, er wurde in das Innere des Landes geschickt und dafür Franzosen nach dem Elsaß. Dies wird ein Fingerzeig für uns Deutsche sein müssen.

Ich habe vor Jahren bereits auf eine Maßnahme hingewiesen, die wie keine frühere zur gründlichen Französirung des Elsaßes hinwirkte. Ich darf sie hier wiederholen.

Vordem, noch in den ersten vierziger Jahren, als ich wiederholt im Elsaß war und vielfach die Dorfschulen besuchte, hörte ich, daß die Regel folgende war: Die Kinder hörten und sprachen im Elternhause nur deutsch und kamen deutschredend in die Elementarschule; der Lehrer mußte sie in deutscher Sprache die französische als eine fremde lehren. Nun aber hat die Kaiserin, mit Hülfe der katholischen Geistlichen und durch den Orden der Schulschwestern, weithin in den Dörfern Kleinkinderschulen errichtet. Hier wurden die Kinder schon vom zweiten, dritten Jahre an, französisch gelehrt und sie kamen nunmehr französisch redend in die regelmäßige Schule und lernten deutsch als fremde Sprache.

Schon Ende der fünfziger Jahre hörte ich in Dörfern die Kinder auf der Straße französisch eingeübte Kinderspiele spielen, und es waren sogar altdeutsche Kinderreime dazu benützt.

Eine Einwanderung deutscher Kindergärtnerinnen wäre, besonders in den Fabrikgegenden, so national als human ersprießlich.

Allgemeine Wehrpflicht und allgemeine Schulpflicht sind die wesentlich neuen Bedingungen, die Deutschland dem Elsaß auferlegen wird; beide bei uns geltende und von Frankreich bisher vernachlässigte Gebote des sittlichen Staates.

Bevor die Militärpflicht geordnet sein kann — Zeit und Methode wird Sache der Techniker sein — ja bevor die politische Organisation bestimmt werden kann, ließe sich die cultursittliche in ihren ersten Grundlagen feststellen.

Es erschien dem deutschen Charakter gemäß, die Besitzergreifung des Landes sofort im Namen und Geiste der deutschen Cultur zu kennzeichnen.

In einem obrigkeitlichen Erlasse konnte man

sämmtliche Lehrer der höheren und niederen Schulen — vornehmlich aber die Volksschullehrer — auffordern, sich vorläufig darüber im kleinen Kreise benachbarter Berufsgenossen zu berathen, welche Maßnahmen sowohl für das Innere der Volksschulen, den Lehrplan, als auch für die äußere Stellung der Schule in ihrem Verhältniß zu Gemeinde, Kirche und Staat man für zweckmäßig erachte.

Nach endgiltigem Friedensschlusse konnten darüber öffentliche allgemeine Verhandlungen gepflogen werden.

Das wäre Besitzergreifung im Namen der deutschen Bildung und auch rein politisch nicht ohne Bedeutung, denn die Lehrer gewännen Zuversicht zu dem neuen Zustande und es bildete sich ein machtvoller Kreis von Männern, die der deutschen Arbeit entgegenkommend sich zugesellten.

Noch ist es nicht zu spät dazu.

Der Schulzwang ist im Elsaß neu. Man kennt den Widerspruch eines falsch ausgelegten Freiheitsprincips, der sich gegen die Einführung stemmt.

Je mehr es daher gelingen würde, und es wäre wohl nicht schwer, die Lehrer — die noch dazu fast

überall Gemeindeschreiber sind und von großem Einfluß im Ortsrathe — für die neue Organisation selbstthätig zu erwecken, um so gedeihlicher würde ihre Einführung.

Es herrscht aber bereits eine allgemeine Furcht vor dem Regulativen-Mühler und der Knechtung der Schule durch die Geistlichkeit.

Es wäre, bei der ohnehin schwierigen Aufgabe im Elsaß, eine Einrichtung von unberechenbarem Verderbniß, wenn der Schulzwang zugleich mit Auslieferung der Schule an die Kirche eingeführt würde.

Hoffentlich bleibt diese Calamität von der deutschen Bildung und ihrem Berufe im Elsaß abgewendet.

Man wäre versucht, es eine deutsche Tugend zu nennen, daß die Elsäßer in Treue gegen das Ueberkommen sich hartnäckig gegen die Wiedervereinigung mit dem Vaterlande sträuben.

Vielleicht werden sie indeß bald einsehen, wie es eine Glücksfügung für sie war, eben jetzt von Frankreich getrennt zu werden. Zwei Jahrhunderte behauptete Frankreich seinen tonangebenden Vorrang

auf dem Festlande und um diesen nicht aufzugeben, mehrt es Elend und Verwüstung ins Ungeheuerliche.

Wer weiß, welche Schule des Ungemachs Frankreich noch durchmachen muß, um gerechte Erkenntniß seiner selbst und Anderer zu lernen.

Die Lostrennung des Elsaßes — und auch von Deutsch-Lothringen — bedingt nicht einen Sturz Frankreichs, aber sie begleitet ihn.

Hier ist wieder das fatum congenitum.

Als Frankreich sich die Oberherrschaft auf dem Continent errang, wurde Elsaß und Lothringen geraubt; jetzt, da es lernen muß, Gleichberechtigte neben sich zu erkennen, wird ihm der Raub wieder abgenommen.

Wer weiß, wie sich Frankreich gegen diese Lehre sträuben und in Zerfall kommen wird. Elsaß und Lothringen sind von dieser traurigen Solidarität abgelöst.

Ein Beispiel innerer Corruption muß ich hier noch erwähnen.

Man hat in Straßburg die Akten gefunden, die eine so diabolisch ausgeklügelte Methode darlegen,

daß man neben der Verworfenheit auch über die Erfindungsgabe des Intriguengeistes staunen muß.

Wer eine Staatsanstellung erhielt — ich weiß nicht auf welche Kategorien es sich ausdehnte — mußte am Tage, da er sein Ernennungsdekret erhielt, sofort ein gedrucktes Formular unterschreiben, worin er um seine Entlassung nachsuchte. Dieses Entlassungsgesuch wurde der obern Behörde eingeliefert und — was die Hauptsache ist — es durfte kein Datum darauf stehen. Hierdurch konnte man den Beamten bei irgend einer Unwillfährigkeit gegen Zumuthungen von oben, alsbald ohne Angabe eines Grundes aus dem Staatsdienste entlassen.

Welchen Charakter müssen Beamte haben, die solch ein Formular unterzeichnen und welchen Charakter muß eine Regierung haben, die solches von ihren Beamten verlangt?

Ich glaube nicht, daß es ein stärkeres Document Napoleonischer Verworfenheit geben kann als diese Thatsache.

Moralische Eroberung

lautete das gute Wort, das zu Anfang des ablaufenden Jahrzehnts als Fahnenspruch gegeben war.

Die faktische Eroberung ging geschichtlich voran. Sie ist nun geschlossen.

Die deutsche Heeresmacht hat sich glorreich bewährt.

Der Mensch ist aber nicht zum Soldaten geboren. Zweck des individuellen wie des Staatslebens ist die freie Entfaltung der schönen und guten Persönlichkeit.

Die Schule — und in ihr ist die zweite und sichere Meisterschaft des deutschen Geistes — hat die sittlich intellectuelle Gewinnung zu ihrer Aufgabe.

Die geraubten und verwahrlosten, nun wieder heimgebrachten, geduldig und liebevoll zu hegenden deutschen Provinzen müssen vor Allem durch die

Schule ihr deutsches und ihr sittlich intellectuelles Leben wieder neu erlangen. Was das Schwert erobert, hat der Geist zu gewinnen.

Die Aufgabe der höheren Schule wie der Volksschule ist in Elsaß-Lothringen so schwierig als groß.

Das Münster in Straßburg ist ein sichtbares Wahrzeichen des Elsaßes, es soll von seinen Verletzungen hergestellt werden.

Die mit neuem Glanze aufzuerbauende und mit gedrungener deutscher Wissenschaftlichkeit neu zu erfüllende Straßburger Universität — und von ihr aus eine Erneuerung der intellectuellen und sittlichen Kräfte — soll der unsichtbare, aber überall hin deckende Dom des freien Geistes sein.

Am letzten Abende als ich in Straßburg war, sagte mir zum Abschiede ein eingeborener Elsäßer von unabhängigem freiem Geiste: „In zwanzig Jahren, vielleicht schon früher ist unser Elsaß eine der besten deutschen Provinzen, wenn man es versteht, den freien Geist zum Bundesgenossen zu nehmen.

Gewissenhafte Verwaltung gewinnt den Verstand,

Strenge des Gesetzes lehrt Ordnung und gibt Vertrauen. Aber in Allem muß auch ein Tropfen demokratisch humanen Oeles die Maßregeln gelinde machen."

Mit diesem hoffnungsreichen Zurufe schließe ich meine Wahrnehmungen und Betrachtungen, die etwas zur Erfüllung jener Hoffnung beitragen mögen.

20. November 1870.

























